

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolastraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Erscheint 10mal wöchentlich.
Jahresausgabe:
Unter Kreuzband 13 M vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abholer monatlich 70 S, vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 80 S, vierteljährlich 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatlich 1 M,
vierteljährlich 3 M (ohne Bestellgebühr).

Anzeigenpreise:
Die Kolonialsache in Wiesbaden 20 S,
Deutschland 30 S, Ausland 40 S.
Die Restamezelle 1.50 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Inserate und Abonnement: Nr. 108,
Redaktion: Nr. 109; Verlag: Nr. 109.

506 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 4. Oktober 1914.

68. Jahrgang.

Japs und Engländer.

Nach Meldungen ausländischer Blätter ist in den letzten Tagen um Kiautschou zur See wie zu Lande heftig gekämpft worden. Man kann daraus noch nicht ersehen, ob sich die heldenmütigen Verteidiger unseres Schutzgebietes gegen die erdrückende Uebermacht noch lange werden behaupten können. Seitdem China es zuließ, daß die Japaner auf ihrem Gebiete Truppen landeten und damit ihre Neutralität verletzten — was übrigens die angeblich für die Neutralitätsverletzungen durch andere so empfindlichen Engländer nicht gebindert hat, zu den japanischen Feldtruppen ein kleines Kontingent beizusteuern —, seitdem muß man mit der Wahrscheinlichkeit eines Falles Kiautschou rechnen. Die Begeisterung, mit der aus allen Teilen Ostasiens alle wehrfähigen Deutschen freiwillig nach Tsingtau strömten, um dem japanisch-englischen Raubzuge bis zum äußersten zu widerstehen und die todesmutige, zähe Erbitterung, mit der sie nun schon wochenlang den stürmischen Angriffen feindlicher Feldtruppen, Kriegsschiffe und Flugapparate widerstehen, werden für alle Zeiten dem Deutschland in Ehren und zum Ruhme gereichen.

Es ist immerhin noch gar nicht ausgeschlossen, daß es den Japanern außer den bisherigen, verhältnismäßig schweren Verlusten noch weitere große Opfer kosten wird, ehe sie im Besitze der ihnen von England überlassenen Beute sein werden; aber selbst wenn es anders kommen sollte, werden wir dem Unvermeidlichen gefaßt ins Auge sehen und uns damit trösten dürfen, daß auch über diesen Zwischenfall die letzte Abrechnung erst beim endgültigen Friedensschluß erfolgen wird.

Im übrigen wird man selbst im feindlichen Auslande und nicht zuletzt gerade in England eine solche Nachricht mit gemischten Gefühlen aufnehmen. In London wird man sich in politischen Kreisen am wenigsten darüber täuschen, daß die Japaner in Kiautschou hauptsächlich nur einen Stützpunkt für weit ausholende feindselnde Pläne sehen, die sich dann kaum mehr gegen deutsche Interessen in Ostasien richten können, umso mehr aber gegen russische, englische und amerikanische. In russischen Blättern melden sich bereits besorgte Stimmen, denen eine innerliche Mährigkeit japanischer Agenten in der Mandchurie und Mongolei verdächtig erscheint und die den gewiß begründeten Verdacht aussprechen, daß es den Japanern nicht bloß darum zu tun sei, deutsche, sondern überhaupt alle europäischen Interessen im fernen Osten zurückzudrängen.

Die chinesische Regierung hat eine Zeit lang geduldet, ihre Zustimmung zur Landung japanischer Truppen auf ihrem Gebiet zu geben; sie tat dies erst, als Japan sich darauf berufen konnte, England sei bereit, es eine „freie Hand in China“ ausüben zu lassen, und nachdem eine englische Anleihe, dem Präsidenten Yuan-shikai aus seiner augenblicklichen schrecklichen Finanznot herausgeholfen hatte. In englischen Finanzkreisen wird kaum eine besondere Begeisterung darüber herrschen, daß ihnen die Londoner Regierung in diesen Zeiten außer einer größeren japanischen noch eine kleinere chinesische Anleihe aufhülle; denn was hierdurch finanziert wird, ist nichts als ein japanisch-chinesisches Handelsmonopol zur Ausbeutung des chinesischen Marktes auf Kosten aller europäischen und amerikanischen Handelsinteressen. Schon seit Jahren besteht für diesen Zweck eine „Japanisch-chinesische Industrie-Gesellschaft“, die eine Zeit vom Präsidenten Yuan-shikai so lange kontrolliert wurde, als ihm die ihm von dem europäischen Finanzkonsortium bewilligten Mittel geschickten, sich unabhängig von Japan mit Hilfe verschwenderischer Aufwendungen für Verheerungen als ein selbständiger Diktator zu behaupten. Jene Mittel sind erschöpft, und für Japan ist die Stunde gekommen, den leitenden Kreisen in Peking zu Gemüte zu führen, daß sie für absehbare Zeit insolge der Selbstverleugung Europas ganz von japanischer Gnade abhängen. England kann dabei auf seinen gelben Verbündeten nur in geringem Maße einen möglichen Einfluß ausüben; denn die Möglichkeit einer Auflösung des britisch-japanischen Bündnisvertrages bedeutet für seine Herrschaft sowohl in Hongkong, wie Singapur, Westkanada, Australien und Neuseeland so etwas wie ein Damoklesschwert. Die bloße Notwendigkeit, alle diese Punkte vor einem plötzlichen Angriff durch ein feindseliges Japan schützen zu müssen, würde England in Europa zur Ohnmacht verdammen. Um nicht zu einer solchen Wendung in der Reichsverteidigungspolitik gezwungen zu sein, macht die Londoner Regierung den gelben Filibustier Zugeständnis auf Zugeständnis. Noch zwingt Japan seine finanzielle Bedürftigkeit zu einer gewissen Mäßigkeit in seinen Ansprüchen an die britische „Freundschaft“; wie leicht aber bei einer solchen goldenen Zusammenkunft Fährden und Gefährten ihre Rollen ganz vertauschen können, das lehrt gerade der letzte Krieg, in den das Ungeheim des russischen Größenwahns Frankreich wie England viel eher hineingeriet, als es beiden lieb war.

Japan wird seine „freie Hand in China“ benutzen, um China durch handelspolitische Monopole, bei denen es England höchstens ganz vorübergehend einen ganz mageren Anteil gewähren wird, anzubehnten und sich dadurch wirtschaftlich von seinen europäischen Gläubigern so rasch wie möglich unabhängig zu machen. In dem Augenblick, wo diese Unabhängigkeit so gut wie erreicht ist, wird es seinem imperialistischen Ehrgeiz die Fägel schießen lassen, der das britische Weltreich am meisten bedroht.

Dom Kriege.

Die Belagerung von Antwerpen.

Cöln, 3. Okt. (Tel. Ctr. An.)

Nach einer Meldung des Sonderberichterstatters der „Abn. Vztg.“ aus Thildonk sind die Forts Korrings, Hoycht und Waelhem sowie die Redoute Deschêbe genommen worden. Ferner wurden 100 Geschütze in freiem Feld erobert.

Kopenhagen, 3. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

„Politiken“ bringt folgendes Telegramm einer englischen Nachrichtenagentur: Als der erste Zeppelin Granaten auf Antwerpen warf, drach eine Panik in der Stadt aus. König Albert erschien auf dem Balkon seines Schlosses und forderte auf stämmig die Bevölkerung auf, die Ruhe nicht zu verlieren.

Rotterdam, 3. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Die Berichterstatter der „Times“, des „Daily Telegraph“ und der „Daily Mail“, die bisher hier ohne die geringste Beschränkung von Antwerpen ihre Berichterstattung fortsetzten, sind kurzerhand angehalten und nach Holsteine geführt worden. Darunter waren die berühmtesten Berichterstatter der englischen Presse, wie der des „Daily Chronicle“, der den ersten Bericht über die Schlacht bei Ypern gegeben hatte, und der des „Daily Telegraph“, der unzählige Feldzüge mitgemacht hat. — Sie sollten sich aber darüber nicht beklagen, sagt die belgische Presse, weil der jetzige Augenblick entscheidend sei.

Rotterdam, 3. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Aus Maasricht meldet der „Nieuwe Rotterdamse Courant“, daß die Deutschen in den Orten an den Eisenbahnen entlang überall Geiseln festnahmen, die mit ihrem Leben für die Sicherheit auf den deutschen Verbindungsleitungen bürgen müßten. In den Gemeinden längs der Linie Berviers-Lüttich-Löwen-Brüssel-französische Grenze wurde bekannt gegeben, daß die Geiseln sofort erschossen würden, falls neue Versuche zur Zerstörung von Eisenbahnen, Telegraphen- und Telephonlinien gemacht würden. Auch die Dörfer in der Nähe der Verbindungsleitungen würden mit Zerstörung bedroht.

König Albert als Agent der Triple-Entente.

Unter dieser auffallenden Ueberschrift schreibt die „Trff. Bta.“ folgendes: Von einer Stelle, die auf Grund ihrer amtlichen und persönlichen Beziehungen als wohl unterrichtet angesehen werden darf, gehen uns Mitteilungen zu, die das Verhalten des Königs der Belgier vor dem Kriege und in dessen Verlauf in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen. Während man bisher angenommen hat, König Albert sei von seiner Regierung und den in Belgien maßgebenden Politikern auf den gefährlichsten Weg gedrängt worden, den er eingeschlagen hat, sind Kreise, die mit den Verhältnissen des belgischen Hofes vertraut sind, anderer Ansicht. Wir geben im folgenden die uns gewordene Mitteilung unverändert wieder:

König Albert wurde von Paris aus für die Pläne Frankreichs und Englands gewonnen. Sein Vertrauen war in diesen Verhandlungen der belgische General Junas, der zwar deutscher Abstammung, aber ein großer Deutschensympathiser ist. Von englischer Seite trat später Lord Curzon, der frühere Vizekönig von Indien, hinzu, auf dessen Vorschlag sich zurzeit die belgischen KönigsKinder befinden. Sowohl in Paris als auch in London hatte König Albert zu verstehen gegeben, daß er die politischen Ansichten seines Onkels Leopold hinsichtlich der Haltung Belgiens gegenüber Frankreich und England nicht teile und daß er sich seine eigene Kolonialpolitik zurechtgelegt habe. Dies lehnten die englisch-französischen Vorschläge ab. Der König der Belgier hatte nicht geringe Mühe, sein Ministerium zu den „neuen“ Ansichten zu bekehren. Das gelang ihm erst im vergangenen Frühjahr, wo mit Frankreich und England eine Art Militärkonvention geschlossen wurde. Zur selben Zeit versuchte König Albert als Agent der Triple-Entente einen Bund der neutralen Europäerstaaten zu gründen, um den Dreibund, oder vielmehr Deutschland und Oesterreich-Ungarn, vollständig zu isolieren. Holland wurde merkwürdigerweise zuerst mitgezogen, und dieser Umstand ließ den ganzen Plan scheitern. Als Ende Juli dieses Jahres die Situation sich sehr verschärfte, schreute das belgische Ministerium vor der drohenden Verantwortung zurück. Hinter dem Rücken seines Ministeriums sandte daher König Albert die bereits mit Lord Curzon vereinbarte Depesche an den König von England mit der Bitte, die Neutralität Belgiens zu schützen. Die Königin war von Anfang an in die Pläne des Königs eingeweiht. Sie hat bisher nicht ein Wort des Tadels für die schrecklichen Mißhandlungen gefunden, denen insbesondere hilflose deutsche Mädchen in Brüssel

und Antwerpen ausgesetzt waren. Sinegen hat es die Königin über sich gebracht, dem Minister van der Velde einen eigenhändig geschriebenen Brief auf die Reise nach Amerika mitzugeben. Um auf den Präsidenten Wilson den nötigen Eindruck zu machen, sind in diesem Brief die Barbareien, welche die Deutschen in Belgien begangen haben sollen, eindringlich geschildert worden.

Nach Andeutungen, die man auch sonst schon hier und dort von Stellen vernahm, die als „wissend“ gelten dürfen, ist die von der „Trff. Bta.“ gegebene Darstellung in der Tat nicht ganz ausgeschlossen. Wenn diese Mitteilungen nicht schnell, unzweideutig und überzeugend als falsch nachgewiesen werden, darf man sie, ihrem wesentlichen Inhalte nach, als wahr hinnehmen. Unsere Stellung nach dem Kriege gegenüber dem Belgierkönig ist dadurch wesentlich geklärt. Wir können übrigens noch mitteilen, daß dem König der Belgier die französische Königskrone nicht zu hoch erscheinen soll, um die Hand danach auszustrecken.

Die Schlacht in Frankreich.

Französische Berichte.

Genf, 3. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Der französische amtliche Bericht der letzten Nacht lautet: Auf unserem linken Flügel mußte eine unserer Abteilungen, die bei Arras heraustrat, im Osten und Norden dieser Stadt leicht zurückgehen. Im Norden der Somme sind wir gegen Alberts zu vorgeschritten. Zwischen Roye und Cassigny hat der Feind heftige Anariffe unternommen, denen wir Widerstand leisteten. Auf der übrigen Front herrscht absolute Ruhe. Am St. Mihiel soll auf dem linken Maasufer kein Feind mehr stehen.

Turin, 3. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Aus Paris wird gemeldet: Am Freitag früh 7 Uhr wurde aus Compiègne das Herannahen zweier in der Richtung nach Paris fliegender Taubenflieger angezeigt. Die Flieger kehrten jedoch, als sie die Hälfte des Weges nach Paris zurückgelegt und bemerkt hatten, daß ihnen ein gepanzertes französisches Flugzeug entgegenflog, wieder um.

Französische Bestialitäten.

Berlin, 3. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Nunmehr liegt an der zehnjährigen Stelle ein eingehender Bericht über den Ueberfall auf eine deutsche Kranken-transportabteilung am 23. September, der sieben Mann der freiwilligen Krankenpflege zum Opfer fielen, vor. Die Abteilung hatte den Auftrag, von Valenciennes aus in einer Stärke von dreizehn Mann mit Mannschaften anderer Verbände in freien Kraftwagen, darunter drei großen Verwundetentransportwagen, in den Ortschaften der Umgegend versprengt liegende Verwundete heranzubringen. In St. Amund wurden in einem improvisierten Lazarett französische Verwundete vorgefunden, von denen zwölf transportfähig auf den Krankenwagen mitgenommen wurden. Auf der Weiterfahrt erhielten die Krankenwagen plötzlich aus dem Ort Orchiez (wo ein andermal viele deutsche Verwundete ermordet wurden) heftiges Feuer. Die im Besitze von Schusswaffen befindlichen Wagenführer und Begleitmannschaften (die freiwilligen Krankenpfleger dürfen keine Schusswaffen führen) erwiderten das Feuer. Die Bevölkerung der Gegend sammelte sich sofort in Scharen, und es hatte den Anschein, als ob die Einwohner des zuletzt durchfahrenen Ortes bereits von dem Ueberfall verständigt worden wären. Sämtliche Krankenwagen trugen weit sichtbar die Fahne des Roten Kreuzes. Trotzdem wurden sie alle beschossen. Auf Anordnung des führenden Oberstabsarztes machten alle Wagen Halt und fuhrten in beschleunigtem Tempo nach dem Stattenort zurück. Dort wurde festgestellt, daß drei Kraftwagen mit sieben Mannschaften der freiwilligen Krankenpflege in die Hände der Franktireurs gefallen waren. Es ist nicht gelungen, die Leichen der Getöteten, die Vermissten und die Wagen aufzufinden.

Die russischen Verluste.

Now, 3. Okt. (Tel.)

Die österreichisch-ungarische Postfach gibt bekannt: Nach den letzten amtlichen Mitteilungen beträgt der Verlust der russischen Heere auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen 250000 Gefangene und etwa 1100 Kasernen. Wenn man dazu etwa die gleiche Anzahl von Toten und Verwundeten rechnet, so ergibt sich als Summe der russischen Verluste eher mehr als weniger als eine halbe Million Mann. Wenn die Verluste an Mannschaften auch leicht durch die unererschöpflichen Reserven des Kaiserreichs ausgefüllt werden können, so müßte doch der Verlust von einem Biersel des gesamten Artillerieparkes als ein unersehlicher Schaden betrachtet werden.

Niederlage der in Ungarn eingebrochenen Russen.

Budapest, 3. Okt. (Tel.)

(Wolffs Büro nichtamtlich): Das Ungarische Korrespondenz-Bureau meldet aus Nizsny-Gaza: Nach einer von dem Obergespan des Komitats Marmaros eingegangenen Meldung haben unsere Truppen in der Gegend von Deloer-Mezoe in siegreicher Schlacht die in Marmaros eingebrochenen Russen geschlagen. Der Feind hat sich in Unordnung nach der Grenze zurückgezogen. In Deloer-Mezoe und Umgebung herrscht Ordnung. Der Verkehr ist wiederhergestellt.

Wien, 3. Okt. (Tel.)

Die „N. Fr. Pr.“ meldet aus Budapest: Der Adjutant des kommandierenden Generals der gegen die in Ungarn eingedrungenen Russen entandten Truppen hat einem Zeitungsberichterstatter mitgeteilt, daß die Russen über Ungarn hinaus zurückgedrungen worden sind. Der Kampf war vorgestern beendet. Die Russen dürften anderthalb Brigaden stark gewesen sein und verfügten über sechzehn Geschütze. Die Verluste der Russen sind sehr schwer.

Rückzug der Serben und Montenegriner.

Frankfurt, 3. Okt. (Tel. Str. Brk.)

Nach einem Telegramm der „Frk. Ztg.“ aus Rom ist dort aus Mail die höchst wichtige Nachricht eingetroffen, daß die Serben und die Montenegriner ihre Stellung auf den Romaniaböden, die Serajewo von Nordosten beherrschten, haben räumen müssen, da sie gegen die schwere österreichisch-ungarische Artillerie nicht zu halten waren.

Englands Gewaltpolitik gegen die Neutralen.

Amsterdam, 2. Okt. (Tel. Str. Brk.)

Die „Nieuws van den Dag“ schreibt, die Erklärung der englischen Regierung, daß sie nicht willens ist, sich an die Londoner Seerechtsdeklaration zu halten, nach welcher der Handel mit relativer Kontorbande für die Neutralen frei ist, hat auch in den Vereinigten Staaten Mißstimmung erregt, die in der Presse, so in der „Washington Post“ und anderen Blättern, zum Ausdruck kommt. So wird gemeldet, daß die amerikanische Regierung einen offiziellen Protest nach London gefandt habe. Offenbar will die Washingtoner Regierung, daß man in London klaren Wein einsehen, und ihre Haltung ist vollkommen in Uebereinstimmung mit der bekannten amerikanischen Politik hinsichtlich der Freiheit des neutralen Handels. Zwischen dem amerikanischen Postkammer Vage und Grey werden seit einigen Tagen Verhandlungen geführt. Die Angelegenheit erweckt große Besorgnis. Die öffentliche Meinung in Amerika wird es nicht gut aufnehmen, falls die Ausfuhr z. B. nach Rotterdam auf willkürliche Weise belästigt wird. Nach der Ansicht der „Frk. Ztg.“, um welche die amerikanische Regierung alles daran setzen, um England zu bewegen, den zuletzt eingenommenen Standpunkt zu verlassen, wenn auch befürchtet wird, daß England nicht dazu zu bewegen ist.

Eine beherzigenswerte Mahnung.

Rotterdam, 3. Okt. (Tel. Str. Bln.)

In einer englischen Zeitung mahnt Lord Roberts zur Ebelherzigkeit. Wenn wir Anschuldigungen gegen deutsche Soldaten lesen, müssen wir bedenken, daß auch gegen unsere tapferen in Südafrika kämpfenden Soldaten unwahre Anschuldigungen geäußert werden. Laßt uns jedenfalls die eigenen Hände rein halten und die Deutschen so bekämpfen, daß wir außer ihrer Zuneigung auch ihren Respekt gewinnen.

Der neue Generalquartiermeister.

Zum Generalquartiermeister im deutschen Hauptquartier ist der Generalmajor Voigt-Rheev, bisheriger Chef des Stabes des Generalquartiermeisters, ernannt worden. Sein Nachfolger ist der kgl. bayr. Generalmajor Böllner geworden.

Einzahlung auf die Kriegsanleihe.

Berlin, 3. Okt. (Tel. Str. Bln.)

Auf die Kriegsanleihe war bis gestern Abend bereits eine Bareinzahlung bei der Reichsbank in Höhe von 918 Millionen Mark geleistet worden, obwohl der erste Einzahlungstermin der 5. Oktober ist.

Der große Krieg.

Roman von Poths-Wagner.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Verzeihen Sie, Herr Herrde,“ entgegnete Leutstetten ruhig. „Ich beanpruche zwar keinerlei Rechte Ihnen gegenüber, muß aber fräulein Aimée solange als meine Braut betrachten, als sie unsere Verlobung nicht selbst aufhebt, was aber, wie ich überzeugt bin, nie geschehen wird. Ich werde daher in nicht langer Zeit wieder an Ihre Türe klopfen, um meine Verlobte von Ihnen zu fordern, denn im Augenblicke muß ich höheren Pflichten gehorchen. Um Ihnen dies mitzuteilen und um Abschied von meiner Braut, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu nehmen, bin ich hergekommen.“

„Meinen Sie glücklich und lassen Sie es sich gut gehen,“ gab darauf Herrde kurz zurück. „Ich melde Sie meiner Frau.“ Damit empfahl er sich.

Aimée, die während der Anwesenheit ihres Vaters sich ganz stille verhalten, blickte jetzt bittend zu ihrem Bräutigam auf. „Fürne Papa nicht!“ bat sie mit weicher Stimme. „Seine Leidenschaft für Frankreich macht ihn blind und läßt ihn oft hart erscheinen, was er im Grunde gar nicht ist.“ „Oh, ich verzeihe ihm alles!“ versicherte Leutstetten lebhaft, „ist er doch Dein Vater, dem ich das Glück verdanke, Dir begegnet zu sein.“

„Du Heber, guter Mensch!“ erwiderte Aimée unter Tränen und wollte sich innig an ihn schmiegen. Doch da kam gerade ihre Mama herein.

Mama Herrde war infolge einer vorhergegangenen Auseinandersetzung mit ihrem Gemahl sichtbar erregt, ihre Wangen glühten und ihr Busen wogte gewaltig. „Welches Unglück!“ rief sie, während sie Leutstetten die Hand bot. „Wer hätte noch vor ein paar Tagen geglaubt, daß alles so kommen würde! Was quand mème: Es wird nichts so heiß geessen, wie es gekostet wird. Also wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß alles noch ein gutes Ende nimmt, sowohl der Krieg, wie Eure Verlobung. Im Augenblicke ist freilich nichts anderes zu tun als auseinander zu gehen. Aber Sie kennen ja unsere Adresse, unter der und Ihre etwaigen Briefe immer erreichen. — Es wird uns stets freuen, Gutes von Ihnen zu hören, und Aimée wird Sie ja wohl auch über uns auf dem Laufenden erhalten. — Ich wünsche, daß es Ihnen recht gut gehen möge

Stimmung an der Berliner Börse.

Berlin, 3. Okt. (Tel. Str. Bln.)

An der Börse waren heute Gerüchte über weitere Erofolge der deutschen Truppen im Gouvernement Suwalki und vor Antwerpen verbreitet und trugen dazu bei, die zuversichtliche Stimmung, die in den letzten Tagen bei den Börsenbesuchern herrschte, zu verhärteln.

Die Zukunft Albanien.

Konstantinopel, 3. Okt. (Tel.)

Wolffs Bureau meldet: In einer Besprechung der Lage Albanien, insbesondere der Kandidatur eines Prinzen aus dem osmanischen Hause, schreibt der „Tanin“: Falls der Pforte solche Vorschläge gemacht würden, könnte sie die Frage erwägen. Sie wird aber nie daran denken, sich dieses Vorwandes zu bedienen, um in Albanien sich politischen Einfluss zu verschaffen. Wie viele andere Fragen, so wird auch die Zukunft Albanien nach dem Kriege entschieden. Bis dahin ist es Pflicht derjenigen, die in Albanien eine unabhängige Regierung erhalten wollen, sich insbesondere mit Oesterreich-Ungarn und Italien zu verständigen und das Vertrauen dieser Mächte zu gewinnen, deren Ziel nicht die Verhinderung Albanien ist.

Die Einkehr Italiens.

(Von unserem Korrespondenten.)

© Rom, 26. Sept. (Str. A. N.)

Die kritische Stunde scheint überwunden. Noch tobt zwar in der Presse der Feldzug gegen Deutschlands Heer und Politik; die angebliche Zerstörung der Kasbedrale von Reims bot einen neuen Anlaß, um über die Barbaren des Nordens herzufallen, aber schließlich nehmen die Stimmen überhand, welche den italienischen Landbesitzern vorkommen, wie sie mit ihrer leichten Erregbarkeit das Opfer seltener politischer Spekulationen zu werden drohten. So hat die Parole der Regierung „Neutralität, solange nicht italienische Interessen bedroht sind und solange es möglich ist, die Interessen durch die neutrale Haltung selbst in Sicherheit zu bringen“, an Boden gewonnen und ist heute herrschend geworden.

Die beiden Vorbehalte der italienischen Neutralität sind in den letzten Wochen in der italienischen Presse so ausführlich nach allen Seiten erörtert worden, daß man sie heute klar herauszuschälen kann. Eine Bedrohung der italienischen Interessen kann, wenn man von dem Stützpunkt eines österreichischen Angriffs auf Oberitalien absieht, nur an zwei Punkten erfolgen; in der Adria und im Mittelmeer. Die italienischen Adria-Interessen wurden, wie man sich erinnert, durch den Vertrag mit Oesterreich wegen Albanien festgelegt. Die Bildung des neutralen albanischen Staates unter Fernhaltung Serbiens und Griechenlands von der Adria war der Ausdruck dieser Verständigung. Durch den Krieg sind nun zwei Möglichkeiten entstanden, erstens, daß ein siegreiches Oesterreich seine Vorherrschaft in dem nach der Abreise des Fürsten Wied zusammengebrochenen jungen Staatswesen aufzurichten versucht. Gegen eine solche Gefahr hat sich, wie man sicher annehmen darf, die italienische Regierung in den letzten Wochen durch Verhandlungen mit dem neuen österreichisch-ungarischen Vorkammer Prochio gesichert, über die öffentlich nichts bekannt geworden ist. Die zweite weit gefährlichere Hypothese ist die Slowisierung der östlichen Adria im Falle eines selbstisch-montenegrinisch-russischen Sieges und die Aspiration Griechenlands auf den südlichen epirotischen Teil Albanien mit eben jenem Valona, in dessen Besitz sich niemand setzen darf, ohne vitale Interessen Italiens zu verletzen. Einseitige Politiker in Italien haben diese Gefahr immer höher eingeschätzt als die österreichische, und die Erfahrungen des Balkankrieges, in dem Serben und Griechen, unterstützt durch Frankreich, mit allen Mitteln nach der Adria strebten, haben die letzten Zweifel darüber beseitigt. Nun lassen es natürlich Russen, Engländer und Franzosen nicht an Versuchen fehlen, Italien zu beunruhigen. Englische und französische Staatsmänner erklärten in Interdubien, daß Italien, wenn es aus der Neutralität heraus und auf die Seite der Entente treten würde, zum Lohn die Herrschaft in der Adria, natürlich mit Triest, erhalten würde. Es ist ja auch möglich, daß man diesen Siegespreis zahlen würde, aber unter welchen Opfern seitens Italiens?

Diese Frage führt zu dem zweiten großen Lebensinteresse Italiens, zu der Frage seiner allgemeinen Stellung im Mittelmeer. Während der englische und französische Versucher sich über die Adria auspricht, schweigt er über die Mittelmeerfrage oder drückt sich nur in ganz allgemeinen Versicherungen dahin aus, daß England und Frankreich im Mittelmeer gute Nachbarn

Italiens sein würden. Aber sein Kind in Italien verheißt sich, daß Italiens Herrschaft in der Adria, wenn sie durch einen Sieg der Entente besichert würde, bedeutungslos würde durch die Hegemonie Englands im östlichen und die Frankreich im westlichen Mittelmeerbecken. Die Adria, zum Binnengewässer gekemelt, würde Italien gehören, solange es in Frieden und Abhängigkeit von den mächtigen Seemächtern lebe. Jeder Versuch aber, sich von der Umklammerung der englisch-französischen Flotte zu emanzipieren, etwa durch Ausdehnung der Seerückungen bis zur Ueberlegenheit über das englisch-französische Mittelmeergeschwader, würde von den Ententemächten zurückgewiesen. Das Gleichgewicht im Mittelmeer, das bis heute durch die österreichische Flotte gewährleistet wurde, wäre mit der Auslöschung Oesterreichs vom Mittelmeerbecken gekürzt, und zwar zum ausschließlichen Nachteil Italiens, das damit zum ohnmächtigen Vasall Frankreichs und Englands herabsinken würde. Der libische Besitz würde ein Geschenk der Entente, das jeden Tag widerrufen werden könnte, Italien eine Macht zweiten Ranges.

Diese klaren tatsächlichen Erwägungen haben neben der Tatsache, daß die Regierung und die Krone vor einem verächtlichen Verbrechen gegen die Verbündeten mit dem Instinkt von Ehrenmännern zurückschrecken, den Ausschlag dahin gegeben, an der Neutralität festzuhalten, die, wie die Dinge zu Anfang des Krieges lagen, für Italien eine schmerzliche Notwendigkeit war. So wird man auch in Deutschland auf daran tun, Italiens Politik nicht nach dem unverantwortlichen Treiben der zum größten Teil feindseligen Presse zu bewerten, sondern nach den Handlungen und Äußerungen der Regierung.

Auf dem Fort Longwy.

Von unserem nach dem westlichen Kriegsschauplatz entsandten J. S.-Kriegsberichterstatter.

(Mit Genehmigungsvermerk des Großen Generalstabes vom 28. September.)

Großes Hauptquartier des Westens, 28. Sept.

Der junge Tag lag noch über den luxemburgischen Fluren, als unsere sieben Autos — die fremden Militärattacheés gehören zu unserem Quartier — in Staubwolken gehüllt der belgischen Grenze zusetzten. Wir müssen ein Stück Belgierland passieren, um, immer südwärts fahrend, die französische Grenze zu erreichen. Der Grenzpfeil liegt vorbei und wir halten vor Longwy, dem vom Kronprinzen eroberten Sperrort.

Diese Gräben zeichnen hier die Sturmstellung der Deutschen, deren Artillerie nordöstlich im Walde hinter Pallancey stand. Hier arbeitete sich die deutsche Infanterie unter dem deckenden Feuer der schweren Feldgeschütze heran; von Stellung zu Stellung hob sie Schützengräben aus dem Gelände aus; an der Höhe sahen wir die sichelförmigen An näherungsgräben, an die der Gegner nicht heranschließen kann, und dann den letzten Schützengraben. Durch quadratisch eingezäunte Drahtverhaue, unter denen noch vielstellige Bäume lagen, ging es dann im Sturm auf das Fort, das einem Trümmerhaufen gleicht. Nur die Kirchturmmauern stehen noch, mit verkohlten Sparren geziert.

Wir fahren langsam in die industriereiche Stadt Longwy. Die Maschinen stehen still, Fensterläden und Geschäfte sind verrammelt. In einer Schule liegt ein Lazarett. Die Straßen sind wie ausgestorben.

Im Dorfe Haucourt beginnen die Bilder des Schreckens. Hier reist sich Ruine an Ruine. Durch Granaten und Schrapnell mußten die Franzosen aus dem Dorfe geworfen werden. Kudain le Romains: welsch eine Stätte des Grauens! Alle Häuser zertrümmert und abgebrannt und die hohen Pappelbäume zwischen den Häusern verkohlt.

Eine ältere Frau, die einen Karren vor sich herschiebt, ein wenig Köhlen darauf, hinter ihr drei verwahrloste Kinder — das sind die einzigen Beweise, denen wir in einer früher blühenden Ortlichkeit mit etwa viertausend Einwohnern begegnen.

Wir kommen nach Mars la Tour. Am Eingange des Ortes halten vor dem französischen Arienordenmal zwei Karren, auf denen deutsche und französische Verwundete liegen. Vor diesem Postament, auf dem wir stehen, hielt alljährlich am 16. August der Bischof von Nancy seine

Todesurteil.

Darmstadt, 3. Okt. (Tel.)

Der Raubmörder Hirsch wurde in der heute beendigten Schwurgerichtssitzung wegen dreifachen Mordes an der Familie Bad in Hofheim dreimal zum Tode, wegen Mordversuchs an der Anna Bad zu lebenslänglichem Zuchthaus und wegen Brandstiftung zu 15 Jahren Zuchthaus, sowie zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Hirsch nahm die Strafe an.

und daß wir uns einmal froh wiedersehen. — Sieg darf ich Ihnen freilich nicht wünschen, denn für eine Französin wäre das eine Schande. Darum sage ich nur: Bleiben Sie gesund und der Himmel behüte Ihre geraden Glieder.“ Das alles floß ihr wie auswendig gelernt ohne Unterbrechung über die Lippen, und zwar so rasch, daß Leutstetten kein Wort der Erwiderung einfließen lassen konnte. Selbst, als sie aufatmend endlich eine Pause machte und er sie bitten wollte, ihm auch ferner ihr Wohlwollen zu erhalten, fiel sie ihm gleich wieder ins Wort, wiederholte noch einmal ihr Liebeswort und drängte Aimée zur Tür, denn es sei noch sehr viel zu tun und sie dürften, um unterwegs nicht aufgehalten zu werden, den Abendzug nicht veräumen. Papa habe in Erfahrung gebracht, alle Bahnhöfe seien bereits für Truppentransporte belegt, und er müsse unbedingt morgen in Paris sein. Damit gab sie Leutstetten zum endgültigen Abschied nochmals die Hand, schärste Aimée ein, sich zu beeilen und verließ das Zimmer.

So gestaltete sich auch zwischen dem Brautpaare der letzte Abschied sehr kurz. Noch einmal umschlangen sie beide in inniger Umarmung und vereinigten ihre Lippen in heißem Kusse, dann rangen sie sich in raschem Entschluß von einander los, und Aimée flüchelte mit geprechter Stimme: „Nun geh' mit Gott und behalte mich lieb!“

„Immer werden meine Gedanken bei dir sein,“ stieß er mühsam hervor. „In treuem Gedenken an dich will ich täglich in meinem Herzen mit dir beten, daß wir uns bald wiedersehen.“

„Dann wirst du mir schreiben?“

„So bald und so oft ich kann,“ erwiderte er mit unflorter Stimme und brückte sie zum letzten Abschiedskuss an seine Brust. „Liebeswort, Geliebte, und sei getrost, der Himmel wird uns beistehen.“ Damit riß er sich los, und da in dem Augenblicke auch Frau Herrde zurückkehrte, wechselten beide nur noch einen letzten Händedruck, und er eilte fort.

Am Gartentor blieb er stehen und schaute zurück. Doch die Vorhänge in dem kleinen Salon regten sich nicht. Aimée ließ nichts mehr von sich sehen. Nur mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft hatte sie sich zuletzt noch aufrecht erhalten, und als ihr Bräutigam das Zimmer verlassen hatte, war sie, nicht mehr imstande, ihren Schmerz zu bewältigen, ohnmächtig zusammengesunken.

Auf dem nahen Kirchturm schlug es drei Uhr: es war

auf hohe Zeit, daß Leutstetten sich beeilte, um rechtzeitig auf den Bahnhof zu kommen, denn in vierzig Minuten sollte sein Zug abgehen.

Als er dann kurz vor der Abfahrt noch glücklich dort eintraf, war es ihm kaum möglich, ein Fahrblatt zu erhalten, solcher Andrang herrschte an dem Schalter. Es war, als ob ganz Ems mit einmal abreißen wollte, und unter den Passagieren schien eine solche Aufregung Platz zu greifen, daß es den Bahnbeamten nur mit Mühe gelang, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

In Oberlahnstein, wohin das Gerücht gedrungen war, die Franzosen hätten bereits die Grenze überschritten und Saarbrücken besetzt, schien die Aufregung noch zu steigen. Der Jubrand von einberufenen Wehrpflichtigen, die nach ihren Sammelplätzen wollten, war ganz enorm. Aber trotzdem vollzog sich hier alles in geregelter Gänge. Das preussische Organisations- und Ordnungssystem zeigte sich überall aufs vorteilhafteste.

Dies bewegte Treiben bei Gefang und Jubel wiederholte sich nun auf jeder weiteren Station. Leutstetten mußte stammeln, wie rasch dieser ungeheure Verkehr bewältigt wurde. Aber alle fügten sich gern den getroffenen Anordnungen, und nur Ausdrücke begeisteter Vaterlandsliebe und freudiger Zuversicht wurden laut.

Diese allgemein gehobene Stimmung riß auch ihn mit fort. Getäubte sein Herzog und ließ ihn gar nicht dazu kommen, sich trübseligen Stimmungen hinzugeben. Als er daher am 17. Juli früh morgens in seiner Garnison München ankam, wo die Mobilmachung schon in vollem Gange war, hatte er sein Seelenweh fast schon überwunden und war nun wieder ganz Soldat.

IV.

Die erschreckende Nachricht, die Franzosen hätten Saarbrücken besetzt, erwies sich als eine Zeitungsentee. Sie war deshalb so allgemein geglaubt worden, weil Frankreich mit seiner Mobilmachung einen Vorsprung und bereits bedeutende Streitkräfte an der Grenze angeammelt hatte, auch unterstützt von seinen künftigen Eisenbahnläuten, sehr leicht einen Einfall ins deutsche Saargebiet hätte ausführen können.

Außer der dort kommandierende General Frossard ließ sich durch den deutschen Kommandanten, Oberst v. Bestel, über dessen geringe Streitkraft derart täuschen, daß er keinen



Ehren-Tafel

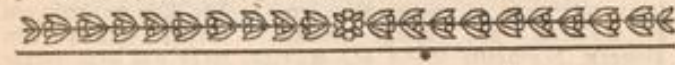
Der Sohn des k. k. Ingenieurs Oppermann zu Wiesbaden, der Leutnant d. R. im Infanterieregiment Nr. 88, Dipl.-Ing. Wilhelm Oppermann, farb am 20. September bei Dougnouds an der Spitze seines vorstürmenden Juges den Heldentod. Kurz vorher war er für sein tapferes Verhalten mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden.

Der Gefreite der Reserve im Infanterieregiment Nr. 80 Fritz Herz, Sohn des hiesigen Somaagentenkaufmanns Leopold Herz, wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, der Bruder der Kaiserin, der seit dem Beginn des Krieges im Felde steht, hat das Eiserne Kreuz erhalten.

Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha richtete folgendes Telegramm an die Herzogin: „Bin sehr glücklich, erhielt heute Morgen das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, das ich der Tapferkeit meiner Landesfinder verdanke. Wie bisher alles wohl. Karl Eduard.“

Divisionskommandeur Graf Pfeil, Standort Ulm, hat das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse erhalten.



flammenden Revolverreden. Der Ort ist von Ambulanzwagen, Munitionskarren und Pferden vollgestopft. Soldaten waschen auf der Straße ihre Wäsche, vor der Mairie wird eben ein Rind geschlachtet. Mitten in den Munitionskolonnen halten wir.

Weiter geht unsere Fahrt zum Armeekommando. Wir passieren Puceux. Unsere Kraftwagen sausen bergan dem Schloß zu, in dem das Kommando der Belagerungsarmee einquartiert ist. Vor dem Schloße blühende Blumenbeete, Nachtpostern rings umher. Wir treten in die Erdgeschosse des Schlosses, dessen Besitzer Baron Wangen v. Geroldsdorf ist; seine Ahnen fanden lange in österreichischen Diensten.

In einem kleinen Salon mit Möbeln in gelbem Seidenstoff, reizenden Terracottastatuen und seinen Spitzendecken auf dem Kamin werden wir dem Generalstabchef der Belagerungsarmee vorgestellt. Wir danken ihm einen prächtigen Heberblick auf die militärische Lage im nordöstlichen Frankreich, vor allem längs des französischen Fortsgürtels zwischen Toul und Verdun.

Julius Dirsch, Kriegsberichterstatter.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 4. Oktober.

Sonntagsgedanken.

Halte, was du hast, das niemand deine Krone nehme. Dies Wort, das ursprünglich in anderem Sinn gemeint ist, zeigt, was unserem Volk in diesem Krieg sein gutes Gewissen gibt. Wir wollen halten, was wir haben, das uns niemand unsere Krone raube. Es geht zunächst um das Staatsweien, das wir uns gebildet. Das wäre zertrümmert, wenn wir unsern Bundesgenossen seinem Schicksal überlassen hätten. Und in dies Staatsweien ist unser Volkstum eingebettet. Wir wissen aus unserer Geschichte, wieviel diesem Volkstum verloren gegangen ist in Zeiten der Zerrissenheit und Fremdherrschaft. Und dies Volkstum halten wir für wertvoll genug zum Leben unter den Völkern und zur Wirkung auf die Völker.

Das können wir aber nur mit Wahrhaftigkeit sagen und das hat für die Zukunft nur dann einen Sinn, wenn wir dies Wort auch im innerlichen Sinne auf uns anwenden können. Es ist ganz gewiß, daß wir in Gefahr waren, schon allerlei Anzeichen, vor allem auch die Macht für den ganzen Inhalt deutscher Kultur zu halten. Es handelt sich für uns darum, wirklich zu halten und immer wieder neu zu erobern die innerlichen Güter unseres Volkstums. Besonders auch die Durchbringung des deutschen Geistes mit dem Evangelium. Denn die deutsche Seele hat sich mit dem Evangelium vermählt. Schon in den langen Jahrhunderten der katholischen Christianisierung Deutschlands. Dann nach unserer Meinung sonderlich tief in der Reformation Martin Luthers. Diese Verbindung der deutschen Seele mit dem Evangelium hat auch auf die gewirkt, die selbst nicht Christen waren. Es ist so etwas wie eine deutsche Frömmigkeit unter dem Einfluß des Evangeliums unter uns geworden. So steht das ganze deutsche Volk einzig zusammen, um zu halten, was es hat, daß niemand seine Krone nehme. Se.

Angriff wagte. Mittlerweile vollzog sich die Mobilmachung der deutschen Armeen und ihr großartiger Aufmarsch.

Der diesem Aufmarsch zu Grunde liegende Plan bestund von Haus aus die Absicht, zuerst die feindlichen Heeresmassen zu schlagen, dabei aber die Operationslinie nach Paris nicht aus den Augen zu lassen. Das konnte jedoch nur gelingen, wenn dem Feinde der Rückzug nach dem Süden verlegt wurde. Zu diesem Zweck hatte die deutsche Heerführung eine strategische Rechtschwenkung der drei Armeen angeordnet, wobei die unter Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen stehende dritte Armee den herumerschwenkenden linken Flügel bildete, der später die Vogesen passieren, an die Mosel vorrücken und so den rechten Flügel des Gegners umfassen und ihm jeden Ausweg nach dem Süden abschneiden sollte. Zur Ausführung dieses großartig angelegten Operationsplanes handten der deutsche Heeresleitung 450 000 Mann zur Verfügung und weitere 100 000 Mann waren im Anzuge. Deren Anknft wurde jedoch gar nicht erst abgewartet, sondern bereits am vierten August die Offensive ergriffen.

Die an der Lauter — dem Grenzflusse zwischen der Rheinpfalz und dem Elsaß — stehende Division Bothmer vom bayerischen Korps Hartmann, zu dem auch unser Freund Reinfelden gehörte, bildete die Avantgarde und marschierte an diesem Tage morgens früh 4 Uhr auf Weihenburg, um diese von den Truppen des Korps Abel Douay nur schwach besetzte alte Festung anzugreifen. Douay selbst stand mit seiner Hauptmacht südlich von der Stadt und der Lauter, auf dem in wirksamer Kanonenschußweite gelegenen Gaisberg.

Der Uebergang über die Lauter ging glatt vonstatten, nur die kumpfigen Wiesen senkrecht machten den Vormarsch schwierig, bis die breite Straße erreicht war, die im Süden der Lauter entlang von Lautenburg nach Weihenburg führt. Im Norden der Lauter liegt der Hienwald, der sich meilenweit ausdehnt und so den Vorteil bot, die anmarschierenden deutschen Kolonnen den Franzosen zu verdecken.

Gegen neun Uhr stieß die Division nahe bei Weihenburg auf den Feind, und es erfolgte die ersten Schüsse. Sofort ließ General Bothmer auf den Vorhöfen des oberen Mungatwaldes Geschützstellungen nehmen, und die Artillerie eröffnete das Feuer auf die Stadt, die bald an mehreren Stellen brannte. Nun wurde es auf dem Gaisberg lebendig. Eine starke Abteilung Infanterie setzte sich

Keine Ueberhebung, aber mehr Zuversicht und Selbstvertrauen!

Man schreibt uns: Die Hauptleitung der Nordmark (Berein zur Erhaltung und Förderung des Deutschtums in Oesterreich) versendet an ihre Ortsgruppen und Bezirksverbände ein Schreiben, das sich mit den Kriegsverhältnissen befaßt und in dem es zum Schlusse sehr treffend heißt: „Und nun noch ein! Während unsere tapferen Truppen mit wachem Heldennute gegen unsere Feinde kämpfen, schleicht dabei eine Unzahl von Jammerkerlen von Wohnhaus zu Wohnhaus, von Familie zu Familie, verdröhen die Augen, ringen die Hände und winkeln zähnefletschend von der sicheren Niederlage unseres tapferen Heeres! Sie sehen schon die Russen in Wien einmarschieren und bringen mit ihren unseligen Kanonen die armen Angehörigen der im Felde stehenden Krieger zur Verzweiflung. Nordmark! Schmeißt diese Heulweier hinaus oder haut ihnen derb aufs Maul, wo ihr sie bei der Arbeit findet. Wir glauben fest und begeifert an den endlichen Sieg der Waffen des vereinigten Deutschen Reiches und unseres Vaterlandes! Dieses unerschütterliche Vertrauen auf den Sieg gibt dem deutschen Heere die unwiderstehliche Stoßkraft, die Unbesiegbareit. Warum soll sie in Oesterreich fehlen? Dinaus überall mit den krähenhunden Unglückskraben! Pfanzet, wo ihr im Leben steht, das flatternde Banner stolzen Selbstvertrauens auf. Wir müssen siegen.“ Kräftig aber wahr! Bravo Nordmark!

Die letzte Fahrt. Dampfer Trommelwirbel. Man bleibt stehen und lauscht. Die Schwalbacher Straße herunter bewegt sich ein kleiner, erster Zug. Zwei Trommler gehen voraus und schlagen mit bestimmten Pausen den Trancwirbel. Es folgt ein kleines Kommando der hier zur Ausbildung liegenden Truppen, angeführt von einem Feldwebel. Auf dem Pechenwagen steht ein schwarzer Sarg, und das Gefolge bildet ein riesengebauer Vater, der seinen Stolz und seine Hoffnung verloren hat, ein junges Mädchen, das seine Liebe zu Grabe trägt, und ein Offizier, der einem tapferen Kameraden den letzten Liebesdienst erweist. Ein Kranz mit schwarz-weiß-roter Schleife ist das sichtbare Zeichen des treuen Angedenkens an den stillen Schläfer. Er hatte sicher gehofft, wieder als gesunder Mann aufstehen zu können, und seine Angehörigen trugen die gleiche Hoffnung tief im Herzen. Es hat nicht sollen sein. Auch er ist ein heiliges Opfer für unsere große Sache geworden und tritt nun seine letzte Fahrt an. Nicht auf dem Schlachtfeld ruht er inmitten seiner wackeren Brüder, die mit ihm gefallen, ihm ist es vergönnt, in heimlicher Erde zum ewigen Schlafe gebettet zu werden. Das mag für seine Lieben ein Trost sein. Langsam geht der Zug an uns vorbei. Wir ziehen den Hut zum hummen Gruß. Schlaf wohl, du Tapferer! Fahre in Frieden zu deiner letzten Ruhestätte. Du bist zwar nur einer unter den Vielen, aber angeht dich deiner letzten Fahrt erneuert wir auf's neue das Gelöbniß: Wir halten durch. Auch dein Opfer soll nicht umsonst gebracht sein. Deutschland über alles.

Der fälschlich totgesagte Militärlieger Carganico lebt! Der Wiesbadener Maler und Schriftsteller Neuer-Elding schreibt uns unter dem 3. Okt.: Gestern abend sah ich mit dem mir befreundeten und kürzlich durch das Eiserne Kreuz ausgezeichneten Leutnant S. in einer bekannten hiesigen Bierstube. Im Laufe des Gesprächs mit dem schwerverwundeten, jetzt aber der Genesung entgegengehenden Offizier, der längere Zeit vor Ausbruch des Krieges zu einer Pfliegerabteilung abkommandiert war, kamen wir auch auf unsere Pflieger zu sprechen, die da draußen in Feindesland ihre Heldentaten verrichten und sich den französischen Pfliegern weit überlegen zeigen. Da bedauerten wir denn sehr den von der gesamten Presse gemeldeten Tod eines unseres hoffnungsvollsten Militärliegers, des Oberleutnants Carganico. Er, der im Prinz-Heinrich-Flug 1913 den 5. Preis erhielt und insolge Absturzes dem diesjährigen Wettbewerb entzogen mußte, sollte nach den Zeitungsmeldungen durch einen französischen Pflieger abgeschossen sein und dabei den Heldentod gefunden haben. Wie groß aber war unser Erstaunen, als plötzlich der totgesagte Pfliegeroffizier in unserer Mitte erschien und uns mit freundslichem Lächeln begrüßte. Anfangs glaubten wir an eine Geisteserscheinung und ich erklärte dem mir wohlbekannten Pflieger unter Vorzeigung einer Zeitungsnote, daß er ja tot sei und er sich irren müßte, wenn er sich für den Pflieger Carganico hielt. Da holte er, der zur Befräftigung seines wirklichen Seins ein großes Glas Pfälzener auf unser Wohl leerte, ein kleines Päckchen Zeitungsauschnitt aus der Tasche, die ehrenvolle Nachrufe über seinen frühzeitigen Tod enthielten. Er erzählte uns, daß er auch eine telegraphische Anfrage seiner Eltern erhalten hätte, die er

in Bewegung und stellte sich zum Schutze Weihenburgs gegen Altenstadt hin auf.

Die Tore der Stadt waren mit Eisenbolzen und Begehallen gesperret und die Umschlagungen, besonders die nördlichen, hart besetzt. Ein Sturm durch die bayerische Division hätte daher ohne Aussicht auf Erfolg große Opfer gekostet, weshalb General Bothmer das Gefecht in die Länge zog, bis gegen zehn Uhr einzelne Kanonenschiffe aus der Gegend von Schwaighofen veründeten, das erwartete fünfte preussische Korps rückte heran. Jetzt wurde Altenstadt angegriffen und genommen; die Avantgarde des stärksten Korps gingen unter heftigem Geschützfeuer vom Gaisberge alsbald gegen den am Fuße gelegenen Gntleithof vor und besetzten Altenstadt. Gleichzeitig griff das achtundfünfzigste Regiment Weihenburg von Süden an.

Das siebenundvierzigste Regiment gelangte bis vor die Weihenburger Stadtwälle, wurde aber dort aus den alten Schießscharten und von den Dächern der Häuser herab mit heftigem Geschützfeuer empfangen. Sofort zog man daher zwei Geschütze heran, die das hart verbarriadierte Stadtor sprengten, und eine bayerische Infanteriekolonne drang in die Stadt ein. Etwa zu gleicher Zeit erzwangen die Achtundfünfziger auch das Stadtor, wobei Major Grünfeld und der Fahnenträger den Heldentod fanden. Oberleutnant Baron nahm die Fahne auf und war der Erste, der von dieser Seite die Stadt betrat und vierhundert Mann der Besatzung gefangen nahm. Der erste Sieg war errungen, aber die schwerste Aufgabe, die Erstürmung des Gaisberges, stand noch bevor.

Nach Eintreffen des zweiten und achten preussischen Korps erteilte Kronprinz Friedrich den Befehl zum Angriff, und geschloffen traf General Kirnbach sofort auch für das fünfte Korps die nötigen Dispositionen.

Gegen zwölf Uhr begann General von Voigts-Mohr mit dem Königsregiment und einigen Jäger-Bataillonen den Vormarsch, geriet aber gleich aus den Gärten, Hopfenfeldern, sowie vom Vorgebirge des Gaisbergs in heftiges Feuer und erlitt schwere Verluste, die immer bedeutender wurden, je mehr sich seine stürmenden Bataillone dem Plateau näherten, auf dem die Franzosen mit großer Bravour kämpften. Trotzdem gelangten die Stürmenden gegen ein Uhr bis in die Nähe des Schlosses Gaisberg und bis an den dahinter liegenden Hof Schafbusch, den Schlüsselpunkten der französischen Position. (F. 1.)

über seinen fälschlich gemeldeten Tod beruhigen konnte. Die Todesnachricht beruhte auf einer Verwechslung mit seinem Bruder, dem Brigade-Adjutanten des 6. Armeekorps, der kürzlich auf dem Felde der Ehre gefallen war. Carganico, der nach seinem Abtuz zu Beginn des diesjährigen Wettbewerbes hier in der Kaiser-Wilhelms-Heilanstalt Aufnahme fand, ist soweit wieder hergestellt, daß er in Wäde — Probefläge hat er inzwischen schon gemacht — seine kühnen Erkundigungsflüge in Feindesland beginnen kann.

Absendung von Liebesgaben an die Kitziger und Siebenundzwanziger der Garnison Wiesbaden. Bereits vor einigen Tagen haben wir vorläufig angezeigt, daß der Westliche Bezirksverein für 1000 M. warme Unterkleider (Unterladn, Unterhosen, Strümpfe) zusammenkaufen und unseren Kitzigern und Siebenundzwanzigern ins Feld senden will. Die Sache ist nunmehr einseitig. Durch das Stappentkommando zu Frankfurt werden die Liebesgaben unverzüglich durch Gilgung direkt ins Feld an die kämpfenden Truppen herangeführt. Der Westliche Bezirksverein wird einzelne Päckchen, enthaltend eine gute, warme Unterjacke und Unterhose sowie ein Paar Strümpfe, herstellen lassen. Er nimmt weitere Liebesgaben gerne entgegen, um sie mit seiner Sendung ins Feld befördern zu lassen. Er bittet, diese Liebesgaben bei seinem Vorsitzenden, Herrn Georg Moos, Bismardring 3, abzugeben. Auch werden gerne Pakete an bestimmte Soldaten unter deren Adresse, sofern sie dem 18. Armeekorps angehören, entgegengenommen und mitbefördert. Nach der Versicherung des Stappentkommandos werden auch diese Sendungen pünktlich an ihre Adresse gelangen. Auch sie sind bei Herrn Moos, Bismardring 3, abzuliefern. Die Ablieferung aller dieser Liebesgaben muß im Laufe der nächsten Woche und spätestens bis zum 10. Oktober geschehen.

Die Erziehungshalle auf dem Hauptbahnhof richtet wieder die Bitte an die Mildtätigkeit um Spenden an Schokolade und Ansichtspostkarten für ihre Pflieglinge.

Kriegsabende. Wir machen nochmals auf den heute Abend 8 Uhr im Saal der Turngesellschaft stattfindenden zweiten Kriegaabend aufmerksam.

Ein Orden, der ihn nicht erreichte. Wie bereits gemeldet, ist dem Oberlehrer an der Städtischen Oberrealschule Professor Rudolf Schloffer anlässlich seines Uebertritts in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen worden. Leider kann ihm die Auszeichnung vorläufig nicht überreicht werden, da er in Rußland Kriegsgefangener ist.

Kirchenammlungen. Das Konfiskorium Wiesbaden gibt im kirchlichen Amtsblatt bekannt, daß mit Zustimmung der zwölften ordentlichen Bezirksynode und Genehmigung des Pfarrers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten auch in diesem Jahre wieder eine Kirchenammlungen zugunsten des Nassauischen Gefängnisvereins abgehalten werden soll. Als Tag der Erhebung wird der 18. Oktober bestimmt. Ferner soll am Reformationsfest, Sonntag, 1. Nov., eine Kirchenammlungen zugunsten des Hauptvereins Wiesbaden der evangelischen Gutsav-Moos-Stiftung stattfinden.

Von der Rheinschiffahrt. Das Wasser im Rhein ist immer noch im Fallen begriffen. Nachdem das Wasser noch vor wenigen Tagen weit über die Hochwasserlinie hinaus gestiegen war, sind jetzt normale Wasserverhältnisse eingetreten. Der Schiffsverkehr auf dem Rhein hat sich in den letzten Tagen etwas belebt. Auch kommt eine größere Anzahl Blöße zu Tal; die Firmen suchen noch so viel als möglich zu Tal zu schießen, ehe der offizielle Schluß der Blöße-Schiffahrt eintritt. In den letzten Tagen machte sich morgens harter Nebel auf dem Rhein bemerkbar, der die Schiffsahrt wesentlich behinderte.

Beförderung von Briefen und Geldsendungen an Ausgehörige in London. Briefe und Geldsendungen an in England lebende Angehörige werden am besten der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in den Niederlanden im Haag übersandt. Die Gesandtschaft übergibt die Sendung der amerikanischen Gesandtschaft im Haag zur Weiterbeförderung nach London. Es ist hierbei zu beachten, daß Briefe unverschlossen und in englischer Sprache abgefakt sein müssen.

Einer raffinierten Schwindlerin wurde dieser Tage im Westend das Handwerk gelegt. Die etwa 20 Jahre alte Person schrieb Briefe an Geschäftsleute, wonach sie krank sei, ihre Tochter müsse zur Bahn und verreisen, und man möge ihr doch rasch verschiedene Waren ins Haus schicken. Als Adresse gab sie irgend eine Familie in einer der benachbarten Straße an. Den Brief mußte ein Kind von der Straße besorgen. Kam nun der Bote mit den Waren an dem betreffenden Hause an, so erwartete sie ihn dort, gab sich als die betreffende Tochter aus, und fuhr den Boten barisch an, wo er so lange bleibe, da sie doch zur Bahn müsse; sie hätte nun keine Zeit mehr und würde die Rechnung am anderen Tage begleichen. Der Bote war meistens so verdutzt, daß er auch die Waren ausstandslos auslieferte. Die Schwindlerin war aber auf Nummerwidersprechen verschwunden. Auf diese Weise gelang es ihr, sich in mehreren Fällen in den Besitz von Lebensmitteln und Spirituosen zu bringen. Ragnal scheint ihr liebste Getränk gewesen zu sein. Den vereinten Bemühungen der betroffenen Geschäftsleute gelang es endlich, die Schwindlerin zu stellen und der Polizei zu übergeben.

Ein neues Mittel zur Aufbewahrung von Obst, das sich bei gründlichen Prüfungen sehr bewährt hat, besteht darin, die Früchte in kaltes Wasser zu tauchen, in dem 3 Prozent einer vierzigprozentigen Formaldehydlösung enthalten sind. Nach zehn Minuten werden sie herausgenommen und auf Drahtreze gelegt, wo sie abtropfen und wieder trocken werden. Früchte mit weichem Fleisch, von denen man auch die Schale mitißt, wie Trauben, Kirichen, Pflaumen, werden nach ihrem Aufenhalt in der Lösung noch fünf Minuten lang in klarem Wasser getaucht, ehe man sie wieder trocken läßt. Für Früchte mit hartem Fleisch, die gewöhnlich geschält gegessen werden, also für Äpfel und Birnen, ist diese zweite Waschung nicht geboten. Nach den vorliegenden Berichten sind die Ergebnisse des Verfahrens wunderbar erfolgreich. Das Formaldehyd wirkt in einer Lösung von 40 Prozent sehr stark keimtötend und vernichtet allerhand Pilze und andere Fäulniserreger und Bakterien sowie überhaupt alle Kleinwesen, die auf der Oberfläche von Früchten leben und deren Zerlegung einleiten, mit Sicherheit und in kurzer Zeit. Vergleichende Versuche haben auch gezeigt, daß die so behandelten Früchte durchaus gesund bleiben und noch vollkommen genießbar sind, wenn eine andere Probe, die ohne weiteres aufbewahrt wurde, schon längst schimmelig geworden war. Im allgemeinen tritt eine Zerlegung bei Kirichen schon nach sieben Tagen und bei Birnen nach zehn Tagen ein. Nun kann man sich allerdings vorstellen, daß ein solcher Stoff, der in diesem Grade verderblich auf ziemlich lebensfähige Keime wirkt, weder als ein Nahrungsmittel noch als ein Genussmittel für den Menschen in Frage kommen kann. Daraus entsteht das Bedenken, daß die Früchte bei dieser Behandlung vielleicht zwar erhalten, aber für den Verbrauch minderwertig oder gar gesundheitschädlich werden könnten. Dieser Verdacht scheint unbegründet zu sein, da nach den bisherigen Erfahrungen das Formaldehyd von der Oberfläche der Früchte vollständig wieder verdunstet. Demnach könnte die Behandlung sogar beliebig oft wiederholt werden und so zu einer Erhaltung der Früchte für sehr lange Zeit führen.

Ausschneiden und aufbewahren, da die Rückschau bis zum Ende des Krieges fortgeführt wird

1914-1870

Ausschneiden und aufbewahren, da die Rückschau bis zum Ende des Krieges fortgeführt wird

Rückschau auf die Kriegsergebnisse.

* 20. September. *

1914: In den mittleren Vogesen wird fortgesetzt geplänfelt. Am Douon, bei Senones und bei Saals werden französische Angriffe zurückgewiesen. — Reims, das von den deutschen Truppen bei der strategischen Rückwärtskonzentrierung wieder verlassen ist, ist von französischen Truppen besetzt. Es findet ein harter Artilleriekampf statt, der auch die Kathedrale in Mitleidenchaft zieht. Indessen erweisen sich später die französischen Meldungen von einer Zerstörung der berühmten Kirche als Lügen. Nur der Dachstuhl ist abgebrannt, sonst sind überhaupt keine Beschädigungen von Bedeutung vorgekommen. — Der russische Ministerpräsident erklärt den Vertretern des belgischen Reichstages, die um Schutz bitten, der Kampf Russlands gelte nicht nur Deutschland, sondern dem Deutschen überhaupt.

1870: Vor Straßburg wird die Linette 53 vom Leutnant v. Müller mit Mannschaften des Garde-Landwehr-Bataillons Kottbus durch überraschenden Angriff genommen.

* 21. September. *

1914: Der deutsche Kreuzer „Emden“ hat in dem Golf von Bengalen fünf englische Schiffe versenkt. Der Kreuzer „Admiral“ hat den englischen Kreuzer „Pegasus“ völlig unbrauchbar gemacht. — Die Schlacht im Westen dauert fort.

1870: Vor Paris wird das Schloss Meudon des Prinzen Peter Bonaparte besetzt. Unsere Truppen fanden die Jagdmenen des Prinzen eingesperrt ohne Futter. Die Tiere hatten bereits, vom Hunger getrieben, angefangen sich gegenseitig aufzufressen.

* 22. September. *

1914: In der Schlacht im Westen errangen die deutschen Truppen mehrere Teilsiege. Bei Toul wurden französische Truppen im Bimast durch Artilleriefeuer überrollt. Ein Ausfall aus Verdun wurde zurückgewiesen. Die Höhen von Craonne bei Reims wurden von unseren Truppen erobert. — Die französischen Anleiheversuche in Amerika sind völlig gescheitert. — Das südafrikanische Abgeordnetenhaus lehnt die Anträge auf Beteiligung am Kriege ab. — In Berlin wurde eine „Seeverkehrs-gesellschaft“ gegründet. — In der Nähe der Düsseldorf-Luftschiffhalle werfen feindliche Flieger Bomben, die keinen Schaden anrichten.

1870: Vor Straßburg wird die Linette 52 genommen. — Die Franzosen heben die Blockade der Ostsee auf. Die Kriegsschiffe kehren nach Frankreich zurück.

* 23. September. *

1914: Die österreichisch-ungarische Armee erweist erfolgreich die Offensive gegen Serbien. — Vor Kantschu haben neue Kämpfe stattgefunden. — Das Unterleibboot „M. 9“ versenkt die drei englischen Kreuzer „Aboukir“, „Dogue“ und „Cressy“. „M. 9“ kehrt unverletzt heim. — Die Serben werden von den Oesterreichern völlig geschlagen. — Die Schlacht im Westen dauert unverändert fort.

1870: Die Belagerung Toul ergibt sich nach achtstündiger Beschießung unter den Bedingungen der Kapitulation von Sedan. Es fielen in deutsche Hände: 100 Offiziere, 2240 Mann, 120 Pferde, 1 Adler der Mobilmache, 197 Bronzegeschütze, 3000 Gewehre, die gleiche Anzahl Säbel, usw. usw. — General v. Podbielski schickt aus dem Großen Hauptquartier die erste Depesche mit den später so oft wiederkehrenden und berühmt gewordenen Worten in die Heimat: „Vor Paris nichts neues“.

* 24. September. *

1914: Aus Ostafrika werden neue Kämpfe gemeldet. — Die Schlacht im Westen dauert fort.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Residenztheater. Der große Beifall, den Jacobus und Pindas neues Lustspiel „Alles mobil“ bisher gefunden hat, veranlaßt die Direktion, das amüsante Werk am Sonntag und am Mittwoch zu wiederholen. — Am Montag bleibt das Residenztheater geschlossen. — Am Dienstag gelangt nochmals „Als ich noch im Flügelkleide ...“ zur Aufführung.

Freier Meinungs-austausch.

In dieser Spalte finden solche Aufschriften aus unserer Leserkreise die ein öffentliches Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Unter Punkt. Auseinandersetzungen persönlichen oder verletzenden Inhalts sind von der Ausnahme ausgeschlossen.

Mit der Schnelligkeit und der Wucht einer Sturmflut sind unsere tapferen Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz durch Belgien und Nordfrankreich vorgezogen. Bei den hiermit verbundenen Gewaltmärschen, bei den Begleitungsgefechten und den darauf folgenden tagelangen Positionskämpfen spielt die Verpflegung der Truppen eine Hauptrolle. Es ist unbedingt notwendig, daß kräftige, frische und schmackhafte Nahrungsmittel in reichlichen Mengen bis an die vordersten Linien herangebracht werden, damit die physischen und moralischen Kräfte unserer braven Soldaten stets auf der Höhe größter Leistungsfähigkeit erhalten bleiben. Eine ganz gewaltige Aufgabe, die unsere Heeresverwaltung im Westen andauernd erledigt hat und weiter leisten muß, und die ihr von jetzt ab auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz bei dem Dineintragen der Verfolgung in ein verwühetes, ausgeraubtes, feindliches Land bevorsteht.

Es scheint so, als ob sich die private Viebestätigkeit, die gerade in den letzten Tagen sowie in bezug auf die Beschaffung kleiner Bekleidungsstücke unserer Soldaten geleistet hat, an dieses Gebiet nicht heranwagen wollte. Und doch kann auch hier die private Betätigung Gutes leisten; sie kann die Massenverpflegung, die naturgemäß immer einheitlich bleiben und sich daher auf wenige Sorten Nahrungsmittel beschränken muß, ergänzen, dadurch, daß sie individueller vorgeht. Jede Familie, die einen ihrer Lieben draußen im Felde stehen hat, kennt dessen besonderen Geschmack, und eine jede Frau möchte gewiß ihrem kämpfenden Gatten, jede Mutter ihrem Sohne im Felde ab und zu eine seinem Geschmack entsprechende kräftige Beilage zum Kommissbrot, zu den Konerven usw. übersenden.

Die Einrichtung der 250 Gramm schweren Feldpostbriefe, zu 20 Pfennig Porto ermäßigter derartige Sendungen in besserer Weise. Eine Portion von ungefähr 200 Gramm netto in Dauerwurst oder Bavelatwurst, Frankfurter Würstchen, rohem oder gekochtem Schinken, kochtem Braten, Rauch- und Pökelfleisch, Schweizer- oder Küstler Käse wird jetzt für unsere tapferen Krieger eine mit größter Freude begrüßte

1870: Patronillengefächte rings um Paris. — Die in Tours befindlichen Mitglieder der französischen Regierung erlassen eine Kundgebung an das französische Volk, in der sie erklären, daß die Verhandlungen mit dem Grafen Bismarck vergeblich gewesen seien.

* 25. September. *

1914: Die „Emden“ beschicht Madras und vernichtet zwei Deltants. — Die Serben haben in den bisherigen Kämpfen 60 000 Mann Verluste gehabt. — Die Schlacht im Westen dauert fort. — Das Sperrfort Camp des Romains bei St. Mihiel ist in unsere Hände gefallen. Unsere Truppen haben die Maas überschritten.

1870: Einzug der deutschen Truppen in Toul unter Führung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und des Herzogs von Alenbura. — Vor Paris erster großer Feldgottesdienst der deutschen Truppen.

* 26. September. *

1914: Eine Abteilung Manen sprengt die Brücke bei Miramont. — Die Franzosen nehmen entgegen dem Völkerrecht drei deutsche Unterhändler, darunter den berühmten Schauspieler Clewing, gefangen. — Der Dampfer „Indian Prince“ wird von dem Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ vernichtet. — Der Aethiopen protestiert gegen Englands Vorgehen in Kappien.

1870: Der Kronprinz von Preußen nimmt die Parade der Verjätter Belagerungstruppen auf dem Ehrenhofe vor dem historischen Schloße ab. — Das französische Ostseeschwader erscheint in Stärke von 7 großen Panzerschiffen, 5 Korvetten und 1 Monitor, auf der Rückfahrt nach Frankreich begriffen, vor Helgoland, das damals englisch war.

* 27. September. *

1914: Die Schlacht im Westen dauert fort. Auf unserem rechten Flügel wurden französische Truppen, die einen Umgehungsversuch machten, zurückgeworfen. Im Zentrum und auf dem linken Flügel sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten. Die angegriffenen Sperrforts südlich von Verdun stellen ihr Feuer ein. — Die österreichisch-ungarische Regierung teilt mit, daß bei den russischen Verwundeten und Gefangenen auch Dum-Dum-Geschosse gefunden worden sind. — Ein Zeppelin erscheint über Ostende und wirft zwei Bomben.

1870: In Straßburg läßt der Kommandant Ubrich, da er nach der Legung von 2 Breichen den Sturm erwarten muß, nachmittags 5 Uhr auf dem Münsterturn eine weiße Fahne aufziehen. Die Kapitulationsurkunde wird nachts 12 Uhr unterzeichnet. — Vor Paris wird Generalleutnant Herzt zum Kommandeur sämtlicher deutscher Artillerie um Paris ernannt. — Auf dem linken Ufer der Mosel findet ein bedeutender Ausfall der Franzosen statt. Die Dörfer Vorange und Colombes werden vom Feinde besetzt, jedoch von unseren Truppen wieder erstickt.

* 28. September. *

1914: Die Belagerungsartillerie hat gegen einen Teil der Forts von Antwerpen das Feuer eröffnet. Ein Vorstoß belgischer Kräfte gegen die Einschließungslinie ist zurückgewiesen. — Prinz Oskar von Preußen, der kurz vorher sein Regiment heldenhaft zum Kampfe geführt hat (wofür er später das Eisene Kreuz 1. Kl. erhält), erkrankt im Felde an Herzschwäche und wird nach Domburg zur Erholung gebracht. — Im Osten scheiterten russische Vorstöße, die über den Nemen gegen das in deutsche Verwaltung genommene Gouvernement Suwalki erfolgten. Gegen die Festung Dniewitz ist schwere Artillerie in den Kampf getreten. — Es wird bekannt, daß der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ nicht von dem englischen Kreuzer „Dolphin“ in Grund geschossen ist, sondern sich selbst in die Luft sprengte, als er seine Munition verschossen hatte.

Delikatesse sein, ein kräftige, gerade für eine Mahlzeit ausreichende Beilage.

Nur muß auf eine zweckmäßige Verpackung solcher Portionssendungen einige Sorgfalt verwendet werden. Die angeführten Nahrungsmittel müssen an den Schnittflächen mit Butter oder reinem Schmalz bestrichen werden. Die Portion muß sodann in hartes Staniol (Zinnfolie) eingeschlagen werden. Sie wird dadurch selbst zehn bis vierzehn Tage frisch erhalten und vor äußeren Einflüssen, wie Staub, Feuchtigkeit, Austrocknen usw., bestens geschützt. Das Staniol erhält man in jeder größeren Apotheke und Drogeriehandlung oder auch in Papierhandlungen bogenweise. Das Ganze kommt dann in einen handhastigen Karton von harter Pappe, dessen beide Hälften an den Seitenflächen vollständig übereinander greifen müssen.

Also, Ihr Dabeingeblienen, ihr Frauen und Mütter, schickt euren Lieben im Felde regelmäßig oder wenigstens ab und zu eine derartige Magenstärkung.

Raffau und Nachbargebiete.

1. Oberursel, 2. Ost. Stadtverwaltung und Krieg. Die gestern abgehaltene Stadiversonordnungsung stand unter dem Zeichen des Krieges. Einmütig bewilligte man für die notleidenden Dienstboten 200 M. und zur Vornahme von Notstandsarbeiten sowie zur Unterstützung von Arbeitslosen vorläufig 10 000 M. Von der Versicherung aller 800 Oberurseler Kriegsteilnehmer bei der Kriegsversicherung nahm man der hohen Kosten wegen Abstand. Doch erhalten die Hinterbliebenen der Gefallenen aus der Stadtkasse je 100 M. zugewiesen. Wegen der ersten Zeit findet die Kirchweih in diesem Jahre nicht statt. Dem Nassauischen Verkehrsverband trat die Stadt mit einem Beitrag von vorläufig 20 M. bei.

Wainz, 3. Ost. Das Wainzer Stadttheater beginnt Mitte Oktober zu spielen. Die Stadt übernimmt drei Monate die geldliche Gewähr für den Direktor Islaub.

Bermischtes.

Englische Webereien.

Im „Tag“ lesen wir folgende Zeilen: Gewebe fast jeglicher Art hat verhandelt hinaus in die Welt bisher England. Da still nun 's Geschäft, verüchte es eben Die Welt zu versorgen mit — Lügen geweben.

Entrüftet.

Bei Metz wurde von unseren Truppen ein Spion erwischt und sollte erschossen werden. Entrüftet wandte er sich an den kommandierenden Offizier und sagte: „Aber das

1870: Vor Soissons werden wiederholt Ausfälle der Belagerung zurückgewiesen. — Straßburg wird von deutschen Truppen besetzt. Die französische Belagerung verläßt unter Tumult und Verwünschungen die Festung.

* 29. September. *

1914: Auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich haben bisher noch unentschiedene Kämpfe stattgefunden. In der Front zwischen Duse und Maas herrscht im allgemeinen Ruhe. Die im Angriff gegen die Forts an der Maas stehende Armee schlug neue Vorstöße aus Verdun und Toul zurück. — Ein deutscher Flieger wirft auf Paris Bomben, die in der Nähe des Eiffelturms explodierten. — Auf Warschau wirft ein Zeppelin Bomben. — Die Perier drängen die Kofaten zum Lande hinaus. — Prinz Franz von Bayern, der dritte Sohn des Königs, wird auf dem Felde am Oberschenkel verwundet. — Tschernjochan wird unter deutsche Verwaltung genommen. — Auf dem galizischen Kriegsschauplatz sind deutsche Truppen eingetroffen. Es gelingt, die Russen über die Weichsel zu drücken. — Infolge englischer Drohungen gegen die türkischen Kriegsschiffe „Dawiz Sultan“ (früher Goeben) und „Midilli“ (früher „Breslau“) werden die Dardanellen gesperrt.

1870: General von Werder läßt den republikanischen Präfekten von Straßburg, Valentin, verhaften und nach Deutschland bringen.

* 30. September. *

1914: In Ostafrika werden französische Einbruchversuche erneut zurückgeschlagen. — Die Belagerungsarmee von Antwerpen machte, wie jetzt erst bekannt wird, am 27. September einen Ausfall, an dem auf belgischer Seite 70 000 Mann teilgenommen haben sollen, wurde aber von einer deutschen Minderheit blutig zurückgeschlagen. In dieser Schlacht wird Mecheln beschoßen. — Auf dem deutschen rechten Flügel in Frankreich werden bei Albert harte französische Streitkräfte zurückgeschlagen. — Der österreichische Armeekommandant v. Auffenberg legt wegen Erkrankung das Kommando nieder. — Vor Tsingtau fand nach japanischer Meldung ein Gezecht zwischen Deutschen und Japanern statt. Die japanische Regierung verweigert das Ergebnis. — England fordert kategorisch vom Aethiopen die Rückkehr aus Konstantinopel nach Kappien, wird aber energisch zurückgewiesen.

1870: Ein heftiger Ausfall aus Paris wird vom 5., 6. und 11. Korps zurückgeschlagen. — General v. Werder zieht felerlich in Straßburg ein. An Kriegsgüter finden sich vor: 1277 Bronzegeschütze, 140 000 Gewehre, 49 630 Säbel, 5500 Zentner Pulver, 146 000 Granaten für gezogenen Geschütze, 210 000 Geschütze für glatte Geschütze, 16 000 Spiegelartanaten, 1200 Zentner Kartätschenspatzen usw. Während der Beschießung fanden den Belagerer anfangs nur 75 Geschütze zur Verfügung, deren Zahl bis zum 24. September auf 238 wuchs. Von deutscher Seite wurden im ganzen auf Straßburg fast 200 000 Schuß und Wurf abgegeben. Die Infanterie verlor 120 000 Patronen. Täglich war ein Nachzug von 32 Wägen zum Heranschaffen der Munition erforderlich. Gegen 1200 Zentner Metall wurden täglich auf die Festung geworfen. Das deutsche Belagerungsheer verlor während der vierwöchigen Kämpfe 30 Offiziere, darunter 12 Ingenieuroffiziere, sowie 804 Unteroffiziere und Mannschaften. Die französische Belagerung verlor 94 Offiziere und rund 2500 Mann. Die Straßburger Bürgerwehr hatte 300 Tote und 700 Verwundete. — Genau 180 Jahre war die uralte deutsche Stadt Straßburg in französischem Besitz gewesen, in die sie am 30. September 1681 durch Verrat gelangte. Jetzt bleibt sie deutsch, solange es ein Deutschland gibt.

geht doch gegen alle militärische Ordnung! Sie sind Manen und wollen mich säklieren? Wozu sind denn die Säklierregimenter da?!”

Volkswirtschaftlicher Teil.

Kriegsfragen beim Deutschen Handelstages.

Der Ausschuss des Deutschen Handelstages trat am 28. September zu einer Sitzung zusammen, um über eine Reihe von Fragen, die aus Anlaß des Krieges aufgetaucht sind, zu verhandeln. Hauptächlich beschäftigte er sich damit, wie am besten die Feststellung von Kriegsschäden, für die ein Anspruch auf Ersatz erhoben werden könne, zu organisieren sei, und sprach sich dahin aus, daß die Handelskammer die geeigneten Stellen dafür seien (die Handelskammer Wiesbaden hat für den hiesigen Bezirk, wie gemeldet, das Vokere schon veranlaßt. Red.). Eine Umfrage ist vom Deutschen Handelstages bereits in die Wege geleitet worden, doch wird zunächst noch eine genauere Durchsicht des Planes erforderlich sein. Im Kriege haben die feindlichen Staaten sich Verletzungen des Völkerrechts zuschulden kommen lassen, und zwar auch solche, durch die neutrale Staaten geschädigt worden sind, indem zum Beispiel England sich an neutralen Schiffen und neutralen Waren, die seine Kriegskonterbande sind, vergriffen hat. Die Mitglieder des Deutschen Handelstages sollen um Mitteilungen über Verletzungen des Völkerrechts gebeten werden, damit sie vom Handelstages in geeigneter Weise verwendet werden können. Nachdem in England ein Verbot der Zahlung an Angehörige Deutschlands und seiner Kolonien erlassen worden ist, besorgte der Ausschuss, durch ein entsprechendes Verbot Vergeltung gegenüber England zu üben. (Ist inzwischen, wie gemeldet, schon geschehen. Red.) Schließlich ist aus den Verhandlungen noch hervorzuheben, daß im Interesse einer billigen Ernährung des Volkes die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide, Mehl und Backwaren vom Ausschuss gefordert wurde.

Marktberichte.

XX Nieder-Ingelheim, 2. Ost. Obmarkt. Birnen 4-8 M., Äpfel 6-8 M., Zwetschen 4-4 1/2 M., Nüsse 18 M., Kürbisse 2-8 M. der Zentner.

Druck und Verlag: Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Direktion: Seb. Niedner) in Wiesbaden. Chefredakteur: Bernhard Grothus. — Verantwortlich für Postil: Bernhard Grothus; Mr. Heuvelen und Volkswirtschaftlichen Teil: A. C. Ellenberger; für den abrischen redaktionellen Teil: Carl Diebel; für den Anzeigen-Teil: Willu Schubert. Sämtlich in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Redaktion, nicht an die Redakteure persönlich zu richten.

Elektrische Handlampen
bis 240 Brennstunden.
Taschen-Lampen
in solider und praktischer Ausführung.
Prima Ersatz-Batterien
billigst.
August Seel, Bahnhofstrasse 6
Fahrräder und Auto-Zubehör.

Evang. Familien-Almanach, Oberlahnstein a. Rh.
f. Schüler d. Gymnasiums u. Realprogymn. Vorsicht! Empfchl. Reichs-
erzieher. Erfahrung. 1871. Antikastplan durch Prof. Paul Beer.

J. & G. ADRIAN
WIESBADEN
J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6
— Telephone 59 —
Hof-Spediteure des Kaisers Sr. Majestät und Königs
Möbeltransporte von und nach allen Plätzen
Umzüge in der Stadt
Uebersee-Umzüge per Luftwan ohne Umladung
Kostenanschläge gratis.

Ernsthafte Käufer u. Teilhaber
f. Geschäfte, Gewerbe, Industrie, Landwirtschaft, Grundbesitz etc. weist sofort nach
Conrad Otto, Köln a. Rh., Gewerbehause
Gez. ründet 1902. S. 16
Grosszügige und durchgreifende Vermittl. üb. ganz Deutschland.
Verl. Sie unverbindlichen Besuch

Gefittelt wird: Glas, Marmor, Kunstgegenstände aller Art. (Porzellan feuerfest im Wasser haltbar.) Putzfenster bei D. Uhlmann. 1705

— Frauen —
gebrauchen in besonder. Fällen mein glänzend bewähr. Mittel (fac. frei) M. 3.50, extraktarl M. 5.50 per Flasche. Garant. unschädlich. Große Erfolge, worüber zahlreiche Dankschreiben Distr. Nachnahmeverl. überallhin. Droguist Vocatius, Berlin. Schönhauser Allee 132. 1589

Persil
wäscht und desinfiziert
Wollwäsche
Henkel's Bleich-Soda

So was Gutes
wie die **Kuckuck-Glocke** gibt es so leicht nicht. Wir haben sie. Unversäumt sollten Sie sich daher nach Sturm- vogel erkundigen. Neueste Fahrrad- modelle mit Ringlager u. Dauerschmierung, Nähmaschinen aller Systeme, haltbare Pneumatiks, gute Laternen, Pedale, derbe Ketten und viele Neuheiten. Fordern Sie den Katalog. Unsere Vertretung G.R.1b ist lohnend. G.R.1a
Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel
Gebr. Grütner, Berlin-Halensee 232.

Albrechts Wiesbadener Augenbalsam
wirkt außerordentlich stärkend auf geschwächte und verweinte Augen und sehr wohltuend bei Augen-Entzündungen. Keratisch empfohlen. Fl. 2/3 M., erhältlich in allen Apotheken. 1977
Kölnische Unfall-Versicherungs-
Aktiengesellschaft in Köln.
Unfall-, Reise-, Haftpflicht-, Kautions- u. Garantie-, Sturm- schaden-, Einbruch- u. Diebstahl-, sowie Glas-Versicherung.
General-Agent: Heinrich Dillmann,
Bureau: Luitfenstraße 26, II. 126

15. Gabenverzeichnis.

Es gingen weiter ein für die Zentralkasse der Sammlungen für die freiwillige Hilfsstätigkeit im Kriege, **Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden**, in der Zeit vom 26. September bis einschließlich 2. Oktober 1914:

H. K. 30 M. — Wera A. M. (3. Gabe) 10 M. — A. M. 200 M. — A. M. S. 100 M. — Ph. Abegg (Quartiergeld) 28 M. — Dr. Helene Arends 30 M. — Aus der Spardose bei der Kasse der Zentralkasse 5 M. — Aus einem ichiedsmännlichen Beleg 100 M. — Aus einer Knabenklasse 2b Lehrtrahenschule (Erlös aus verkauften Eiern) 6.00 M.
Durch die Bank für Handel und Industrie gingen ein wie folgt: R. G. R. 10 M., von Lehner 100 M., S. E. 100 M., Dr. G. Goering 50 M., Robert Kölsch 50 M., R. N. 0.60 M., Laura Troost 100 M., zusammen 410.00 M. — Durch das Bankhaus Marcus Berlé u. Cie. ging ein: Frau Amtsgerichtsrat Otto 50 M. — von den Beamten der Landwirtschaftskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden 119.17 M. — von den Beamten des 2. Polizeireviers 49 M. — Frä. Alice Beckem, a. St. Weidenbach, 200 M. — Direktor Hermann Becker, 100 M. — Landesbauinspektor Veitshäuser 100 M. — General Vera (3. Gabe) 50 M. — Dr. Fris Bickel (Erberrate) 200 M. — Obersekretär Biermann 20 M. — Heinrich Bindewald 10 M. — Frau Konsul Brambeer (2. Gabe) 50 M. — Rechnungsrat E. Braun 10 M. — E. D. Butterfad (3. Gabe) 200 M.
Königl. Steuerrentant Christian (2. Gabe) 20 M. — Richard Glaasen 5000 M. — Familie H. Clausz 100 M. — General Conzen (Quartiergeld) 16.80 M.
Louise Dahm und Lena Mauer (aus einem Theaterstück) 7 M. — B. Daelen (Quartiergeld) 64.40 M. — Rentner Demuth 50 M. — Durch die Deutsche Bank Zweigstelle Wiesbaden gingen ein wie folgt: Frau Anna Trüstedt 10 M., Frau Maria Ehrenberg 20 M., Frau Sanitätsrat Ober- tüschen 61.60 M., von Verben 10 M., zusammen 101.60 M. — Polizeisekretär Dienerbal 25 M. — Durch die Direktion der Discontogesellschaft sind eingegangen: Frau Dr. Fran- ziska Grohmann 100 M., Excellenz Freiherr von Söberg- Zimmern (3. Gabe) 20 M., Excellenz Frau von Söberg- Zimmern 10 M., zusammen 130 M. — Polizeisekretär Doering 10 M. — Frä. Doering, Florens 20 M. — Dr. E. Drener (Quartiergeld) 210 M. — Dr. Karl Dvderhoff (2. Gabe) 1000 M.
E. V. 100 M. — Ein Dienstmädchen 10 M. — Erlös aus Kassensätzen der Luxemburg-Drogerie 10.00 M. — Erlös aus verkauften Postkarten und Vaterlandsliedern 450 M. — 2. Erlös aus Verkauf von Postkarten und verkauften Liedern 50 M. — Frau Eilermann (Erlös aus eingeschmol- zenem Gold) 51 M. — Frä. Eich 100 M.
F. F. 10 M. — R. Färber (Quartiergeld) 4.20 M. — Karl du Bois 50 M. — Frä. W. und E. Feigel (3. Gabe) 200 M. — Verlag Frauenkapital (für 400 Stück abgestem- pelte Zeitschriften) 20 M. — Eisenbahnwerkstätten-Vorlieber a. D. Friedrich (2. Gabe) 20 M. — Frau Bierbrauerin- besitzer Bohr 1.45 M.
Geburtsstiftung 3 M. — Gelegenheits Sammlungen im Landeshaus 500 M. — Frau E. George (Quartiergeld) 14 M. — Oberbauinspektor Gerke (3. Gabe) 20 M. — Ge- sangverein Sängerkunst Weibach 50.55 M. — Oberbürger- meister Geh. Oberfinanzrat Dr. Gläffing 150 M. — Fräul. Grein 100 M.
Durch die Genossenschaftsbank für Hessen-Rhassan von S. E. (2. Gabe) 200 M. — Bankrat Horn (3. Gabe) 50 M. — G. Hartmann (3. Gabe) 10 M. — Frau Medizinalrat He- coccus (2. Gabe) 50 M. — S. Helsing (2. Gabe) 100 M. — Oberleutnant Dell 60 M. — Dr. Denrici (3. Gabe) 20 M. — Dr. von Herff 50 M. — Frau Oberleutnant Herrmann (3. Gabe) 50 M. — E. Dill (Quartiergeld) 5.60 M. — Lucie

Döler (Kind) 3.25 M. — Professor Hochhuth 50 M. — Durch Frau Pfarrer Hofmann gesammelt wie folgt: Frau Major Lehmann 50 M., Ulla Lehmann 0.80 M., Lehrer Hofmann (Monatsgabe) 8 M., Frau E. 5 M., Wilhelm Viebrüder (durch Miltstragenverdienst) 2 M., Regierungssekretär Müller 10 M., Frau Böhm 0.30 M., Frä. E. D. 10 M., R. R. 5 M., R. R. 10 M., Silberne Hochzeit Riehlstraße 10 M., Frau Böhm 1 M., Pfarrer em. Rinn (Monatsgabe) 10 M., Ge- heimrat Stein 20 M., Superintendent E. R. Vinzel (Mo- natsgabe) 20 M., zusammen 162.10 M. — Fräulein Paula Dorn 10 M. — 2. Kapitän zur See Duh 100 M.
Oberbürgermeister a. D. Dr. von Jbell (2. Gabe) 400 M. — Generalarzt Dr. Jarosch (2. Gabe) 20 M. — E. D. Juna (3. Gabe) 40 M.
K. E. 4 M. — Familie Kämmerer 20 M. — Lehrer a. D. Kammer 20 M. — Rentant Kilian 20 M. — Dwe. Kimmel (Quartiergeld) 11.20 M. — Klasse 2a der Volks- schule aus der Kassestrasse (Erlös aus verkauften Eiern und Kuchentagen) 10 M. — Klasse 2a der Volksschule aus der Kassestrasse (Erlös aus verkauften Eiern) 10 M. — Durch die königliche Gerichtskasse wie folgt: R. R. 5 M., Karl Erner 5 M., Ludwig Pehr 4 M., zusammen 14 M. — Justizrat Koch (Quartiergeld) 8.40 M. — Dr. W. Koch (Quartiergeld) 41.04 M. — Durch den Vor- schuhverein zu Wiesbaden ging ein: Dr. med. C. Koch 100 M. — Major Kraber (Quartiergeld) 8.40 M. — Durch Feld- webel Kraft, Akzentuor, Infanterie-Landwehr-Regt. 1.70 (aus einem Wohlthätigkeitskonzert) 152.20 M. — Dr. Kaufe (Quartiergeld) 4.20 M. — Durch das Bankhaus Gebrüder Prier von Frä. Margarethe Otto 3 M. — Hugo Kronenberger 25 M. — E. R. 10 M. — Lebdenberg 10 M. — Lehrerkollegium aus der Kassestrasse 50 M. — Winimar Lenning (2. Gabe) 500 M. — Pfarrer Lieber 100 M. — Fräul. Geheimrat Pleschans (halbes Quartiergeld) 35 M. — Dr. med. Pimmann 100 M. — Frä. Louise Pöw 5 M. — Rech- nungsrat Robert Pöfft (2. Gabe) 50 M. — Frau von Poffan (3. Gabe) 50 M. — Regierungsekretär Ludwig 20 M.
R. E. 5 M. — R. R. 20 M. — Mädchenklasse 3b der Niederbarkstraße (2. Gabe) 20 M. — Landgerichtsober- sekretär Masch (2. Gabe) 10 M. — Freiherr von Marenholz 1000 M. — Dr. ins. J. Massenes (3. Gabe) 1000 M. — Dr. Mauer (2. Gabe) 20 M. — Professor Rees 10 M. — Zahn- arzt Mener (Quartiergeld) 6 M. — Wilsde 10 M. — Durch die Mitteldeutsche Kreditbank wie folgt: Erlös aus 100 Stück verkauften Note-Kreuz-Losen 30 M. — Maria Trich (2. Gabe) 10 M. — Justizrat Mühlke (2. Gabe) 30 M. — Professor Mosheim (2. Gabe) 50 M. — Kaufmann K. Müller 10 M. — Stadtschulrat a. D. Müller (3. Gabe) 20 M. — Frau Müllinghaus aus Krebitze 30 M.
Frau Major R. (Erlös aus verkauften Gold) 154.50 M. — R. R. 2 M. — R. R. 2.50 M. — R. R. 5 M. — R. R. 5 M. — Abtlube 214 Königl. Schloß für Fremdwörter 0.60 M. — Durch die Nassauische Landesbank wie folgt: Spielgef- elschaft Gilles 3 M., Landesh. Oberbuchhalter Wenzel 25 M., zusammen 28 M. — A. Niehner durch Max Dohner aus einem Proschvergleich 10 M.
Regierungsrat Dovermann (2. Gabe) 50 M. — Land- gerichtsrat Oribelius (3. Gabe) 50 M. — Hermann Petmedy (Quartiergeld) 8.40 M. — 1. Poli- zeirevier Wiesbaden 85 M.
R. V. (3. Gabe) 15 M. — Frä. Renker 110 M. — Durch die Rheinische Volkszeitung wie folgt: Ungeannt 2.50 M., Schiedsmann Winger, Oberloshach 3 M., E. Winter 20 M., zusammen 25.50 M. — Frau Rhoden (3. Gabe) 10 M. —

Mölle (3. Gabe) 100 M. — Rentner Rudolph (3. Gabe) 100 M. — Durch die Rheinische Volkszeitung gingen ferner ein: Ungeannt 2.50 M., Rentner Demuth 50 M., Rangier- meister W. Dergenhahn 10 M., zusammen 62.50 M.
S. W. (Quartiergeld) 19.00 M. — Sängervereinigung Wiesbaden 400 M. — Sammlung der Quarta bei der Ober- realschule am Bienenring 15.00 M. — Sammlung der Texta bei der Oberrealschule am Bienenring 12 M. — Hauptmann Seebens (Quartiergeld) 33.60 M. — Professor Seiber 20 M. — J. Siegeler 100 M. — Sonnenberger Straße 58 (Quartiergeld) 33.60 M. — Polizeikommissar Schaeffer 20 M. — General von Schaefer 50 M. — Albert Schön 15 M. — Pfarrer Schrader (6. Gabe) 20 M. — Frau Schuber 25 M. — Schud 10 M. — Schule aus der Mainzer Straße (Samml- ung) 3.50 M. — Vol. Ana. Alexander und Ana. Schwanz (Quartiergeld) 33.60 M. — Spielgesellschaft Lamber im Hotel Reichspost 20 M. — Oberregierungsrat Springorum 50 M. — Prof. Studer 300 M. — Landgerichtspräsident Stumpf (Quartiergeld) 30.00 M. — Schulrat Dr. Tauska (2. Gabe) 25 M.
Ueberschuh der Ausflugsflote VI. Gymnasium 1.55 M. — Ueberschuh der Feldbrückvorträge (Wohlschulvorträge) 500 M. — Ungeannt 1.80 M. — Ungeannt (3. Gabe) 50 M. — U. Winger aus Eppenbain für den Verein Königl. Preuß. Forstbeamten (Ordnungsgruppe Wiesbaden) 100 M. — Rentner Gustav Hh (2. Gabe) 1000 M.
Verband der Weinbändler des Rhein- und Mainnaues 300 M. — Durch die Vereinsbank Wiesbaden gingen ein: Otto Siebert 10 M., D. C. Kunde, Dr. K. Kraffert und Fris Zintaroff 100 M., zusammen 110 M. — Verkehrsamt, Dis- ferens auf zwei Jahrlorien nach Köln 11.90 M. — R. Vois (Quartiergeld) 12.60 M. — Von Beamten 40 M. — Durch den Vorschuhverein zu Wiesbaden gingen ein: Dr. W. Heile (2. Gabe) 500 M., Stadtbau-Inspektor Schaefermann (2. Gabe) 10 M., zusammen 510 M. — Durch den Vorschuh zu Wiesbaden gingen ferner ein: von Dr. med. Dezel 50 M., Justizrat Dr. D. P. Wenzel 500 M. (3. Gabe) für Hollwaren, A. Schmittener, Eisenheim 50 M., Prof. Diet 5 M., Frau A. Verling 4 M., Direktor H. Dehner (3. Gabe) 20 M., zusammen 629 M.
Droguist Wachsmitz 5 M. — Baemanns Kinder 100 M. — Gustav Walter 50 M. — von Wedelhaedi (2. Gabe) 10 M. — Professor Weil 10 M. — Der Blumen Ruf (Erlös durch Blumenverkauf durch die Firma Selma Weirich Inh. Frä. Weinmahn) 48.95 M. — Landessekretär Wendel (2. Gabe) 20 M. — Frä. Weinmann 25 M. — E. Wenz (Quartiergeld) 78.40 M. — Magistratsobersekretär Wewel 20 M. — Wiesbadener Tagblatt-Sammlung 500 M. — Rito- lai Winkler 4 M. — Regierungsrat Wittich 20 M. — Anton Wibel (Quartiergeld) 11.20 M.
D. Ziegen (Quartiergeld) 21 M. — Zinsen von J. Sch. Wehrbeitra 11 M.

Gesamtsumme der bis jetzt eingegangenen Beträge: 611 973.08 M.

Wegen etwaigen Berichtigungen von Fehlern, die in vorstehender Liste unterlaufen sein sollten und die sich leider nicht immer vermeiden lassen, genügt eine kurze Notiz an das Bureau der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime, Friedrichstraße 27.
Berichtigung: Im Gabenverzeichnis 14 muß es statt Dr. F. Schulz 100 M. heißen: Sanitätsrat Dr. F. Schulz 100 M.
Wir bitten dringend um weitere Gaben.

Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden.

Königliche Schauspiele.

Donnerstag, 4. Okt., abds. 6.30 Uhr: 1. Vorstellung. Abonnement 2. Coburgin. Romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner. Heinrich der Vogler, deutscher König Herr Adolf Kobensgrin Herr Eduard Blia von Brabant Herr Schmidt Herzog Gottfried, ihr Bruder Herr Engelth Herr Sophie Stäjer Friedrich von Zellmann, brabantischer Graf Herr de Garma Etrud, seine Gemahlin Herr Engelth Der Oberster des Königs Herr Breker Eäthliche Grafen und Edle, Thüringische Grafen und Edle, Provanische Grafen und Edle, Edel-frauen, Edelknaben, Mannen, Frauen, Anecete. Ort der Handlung: Antwerpen, rechte Hälfte des schönen Jahr-hundert. Musikalische Leitung: Herr Professor Schlar. — Zwielleitung: Herr Ober-Regisseur Wehnd. Kostümliche Einrichtung: Herr Garderobe-Chef-Inspektor Seger. Ende gegen 10.45 Uhr.

Montag, 5. Octob. Dienstag, 6. Okt. Mittwoch, 7. Okt. Donnerstag, 8. Okt. Freitag, 9. Okt. Samstag, 10. Okt. Sonntag, 11. Okt. Montag, 12. Okt.

Residenz-Theater.

Donnerstag, 4. Okt., abends 7 Uhr: Affes mobil! Lustspiel in 3 Akten von Wilhelm Jacoby und Hans Lind. Besetzung: Reinhold Wagner, Karl Theodor Hoffmann, Ver-laschbühler, Wilsa Siegler Gels, sein Sohn, Deimant bei der Maschinenfabrik. Kubel Barjat Thes, seine Tochter Ella Greer von Humpel, Major a. D., sein Schwager Rud, Müller-Schönau Felle, seine Tochter Carl Böhm Florens, eine junge Amerikanerin Elfe Hermann Gustav Schachtelmeier, Schrift- Keller Friedrich Deug Sommerleutnant Hattenberg, Ver-laschbühler Helmut, Pöger Almond, dessen Sohn Hans Hellmut Herlet Professor Schöndien Max Teuschländer Alinke, Professor Wily Schäfer Hausfiska, Hauskammerin Josef von Horn Pader, Obermaat bei der Kaiserl. Marine Derm. Hom Kugul, Purtsche bei Erich Nikolaus Bauer Ein Zeitungsvorkäufer Georga Wierbach Ein Zeitungsdame Paula Wolfert Heferkitten usw. Das Stück spielt in einer deutschen Gegend in den Tagen der großen Maschinenfabrik. Ende nach 9 Uhr.

Auswärtige Theater.

Neues Theater Frankfurt a. M. Sonntag, 4. Okt., nachm. 3.30 Uhr: Mein aller Herr. Abends 8 Uhr: Einier Maucen. Groß. Volkstheater Darmstadt. Sonntag, 4. Okt., abds. 6.30 Uhr: Tannhäuser. Groß. Volkstheater Mannheim. Sonntag, 4. Okt., abends 7 Uhr: Der fliegende Holländer. Königl. Schauspiele Cassel. Sonntag, 4. Okt., abends 7 Uhr: Tiefand.

Bitte.

Brave Frau, deren Mann im Felde steht und die ihrer Entbindung in der nächsten Zeit entgehsieht, braucht viertel-jährlich 33 Mk. zur Bezahlung der Prämie für die vor 4 Jahren eingegangene Lebensversiche-rung ihres Mannes. Wer hilft? Näheres bei Frau Amts-gerichtsrat Kieber, Schenken-dorffstraße 6, II. Fürsorgebezirk d. R. Kr. *2342

Fräulein

1. St. in großem Geschäft täth. im Verkehr mit dem Publikum gewandt, in allen Büroarbeiten, Stenographie und Maschinen-schreiben vertraut, sucht sofort oder später passende Stellung. Offerten unter Nr. 86 Postfach 1, Raurittstr. 12. (2133)

Institut Boltz Einj., Fähnr., Prim., Abitur. Jimonau i. Thür. Prosp. frei. H. 124 C. 221

Kurhaus Wiesbaden.

Abonnement-Konzert Städtisches Kurorchester. Leitung: Herr Herm. Irmer, Städt. Kurkapellmeister. 1. Choral: Freu dich sehr, o meine Seele 2. Ouverture z. Op. „Oberon“ C. M. v. Weber 3. a) Traumbild, b) Tanz der Gnomen F. v. Blon 4. Fackeltanz in B-dur G. Meyerbeer 5. Deutschlands und Oester-reichs Waffenruhm, grosses patriotisches Potpourri (Das Potpourri schildert nacheinander die Begeiste-rung der beiden Völker bei der Kriegserklärung, die kampfesfreudige Stimmung der Truppen, den Aufmarsch der verschiedenen Nationali-täten zu den Schlachten und zuletzt den endgültigen Sieg der deutschen und öster-reichischen Waffen) 6. Siegfrieds Rheinfahrt aus dem Musikdrama „Götter-dämmerung“ R. Wagner 7. Siegesklänge, Marsch R. Risch. Abends 8 Uhr im grossen Saale: Wohltätigkeits-Veranstaltung zum Besten der Notleidenden in Ostpreussen und im Elsass, veranstaltet von der Städt. Kurverwaltung. Städtisches Kurorchester. Leitung: Herr Carl Schuricht, Städt. Musikdirektor.

Montag, 5. Oktober.

Nachm. 4 Uhr: Abonnement-Konzert Städtisches Kurorchester. Leitung: Herr Herm. Irmer, Städt. Kurkapellmeister. 1. Choral: Nun freut euch, liebe Christen 2. Ouverture zu Mozart F. v. Suppé 3. Adelaide, Lied L. v. Beethoven 4. Soldatenlieder, Walzer Jos. Gungl 5. Alla Aurca W. A. Mozart 6. Ungarische Lustspiel-Ouvertüre A. Kéler-Béla 7. Schwedische Bauernhochzeit, Suite A. Södermann 8. Frisch gewagt, Marsch A. Hahn. Abends 8 Uhr: Abonnement-Konzert Städtisches Kurorchester. Leitung: Herr Herm. Irmer, Städt. Kurkapellmeister. 1. Choral: Gelobet seist du, Jesu Christ 2. Ouverture zur Oper „Norma“ V. Bellini 3. Ballettmusik aus „Stradella“ F. v. Flotow 4. Vorspiel zum 5. Akt aus „König Manfred“ C. Reinecke 5. Ouverture zu „Prometheus“ L. v. Beethoven 6. Potpourri aus „Trouba-dour“ G. Verdi 7. Largo in Fis-dur Jos. Haydn 8. Gallthaler Jägermarsch Th. Koschat.

Bereit für Hausbeamtinnen.

Oranienstr. 23, 2. emf. Er-stberinnen, Hausdamen, Haus-bält, Stüben, Kinderfrel., Kin-derärzin., Pfleu. u. Jungfern. Sprechzeit nur Montaa. Mitt-woch, Freitag 3-5. Mont., Don-nerst vorm. 11-12 Uhr. 158

Villa,

Eisenheim, Dorfstraße 39, nahe Dambachtal. Wald, 6 Bäder, reichl. Zubehör, Garten, überhü-billig zu verkaufen. Näheres Ballufer Straße 9, Pt. 4147

Bordere's Herotal

Wihelminenstr. 14, 2. St. Schweizerhaus, hochherrschaffl. 5-Zimmer-Wohn. m. reichl. Zub. p. 1. 1. 15. ev. fr. m. Nachh. zu verm. Näh. Erdgass. *2240

Schöner Schäferhund

bill. zu vt. Westendstr. 5. 67270

Damen- u. Kinder-Hüte

in einfacher sauberer Ausführung, neu so-wie ausgearbeitet, ebenso Trauer-Hüte und Trauer-Schleier sof. bei bill. Berechn.

Biebrich, Gaugasse 29 Partierre.

200 Gramm! Feldpostbrief! 200 Gramm! Feinwoll. Flanell-Uniform-Hemden Haltbar. - Nicht einlaufend. - Kein Fröstein wie bei Rohseide. Telefon 704. Wäsche-Haus Theodor Werner Webergasse 30. 2166

Obstbauverein für den Stadt- u. Landkreis Wiesbaden (13. Landw. Bezirks-Verein). Großer Obstmarkt am Dienstag, den 13. Oktober 1914, in Wiesbaden, Turnhalle des Realgymnasiums, Oranienstraße 7. Tafel- und Wirtschaftsobst in großer Auswahl zu mäßigen Preisen. Lieferfrist und Zahlung nach Vereinbarung. Marktbeginn 9 1/2 Uhr vormittags. 1469 Der Marktausschuss. 2145 von Heimbürg, Königl. Kammerherr und Landrat.

70 Pf. Rhein-Weine p. Flasche ohne Glas bei 13 Flaschen, einzeln 5 Pf. mehr. Empfehlenswerte beliebte Tischweine. 2144 Weinhandlung, Adolph-E. Brunn, strasse 45, Telefon 2274.

Direkt importierte Havana, Bremer, Hamburger u. Holländer Cigarren. Cigaretten und Rauchtabelle empfehle in großer Auswahl zu billigen Preisen. 1476. Bickel, Langstraße 20.

Aufruf. Eine ernste aber große Zeit ist für Deutschland gekommen. Eine Welt von Feinden hat uns umringt. Es geht um Sein oder Nichtsein, um die Existenz des Deutschtums in der Welt. Unsere Feinde wollen entscheiden, das das Deutschtum nicht mehr gelten soll. Ganz Deutschland - Männer wie Frauen - steht zusammen wie ein Mann, um für unser bedrängtes Vaterland alles einzusetzen und ihm zum Siege zu verhelfen. Die heranwachsende Jugend darf dabei nicht fehlen; auch sie soll nötigenfalls zu militärischem Dienst- und Arbeitsdienst nach Maßgabe ihrer körperlichen Kräfte herangezogen werden. Dazu und für ihren späteren Dienst im Heer und in der Marine be-darf sie einer besonderen militärischen Vorbereitung. Diese soll, soweit sie ohne Waffe möglich ist, in der Weite erfolgen, das einmal in der Woche, voransichtlich Sonntags nachmittags, praktische militärische Übungen durch militärisch ausgebildete Herren stattfinden und an einem Wochentage abends theoretischer Unterricht erteilt wird. Mit Rücksicht auf die hohe vaterländische Bedeutung, die diese Ausbildung hat, richten wir an alle jungen Leute Wies-badens, die das 16. Lebensjahr vollendet haben, die dringende Bitte, an dieser militärischen Vorbereitung vollzählig teilzunehmen und sich zu diesem Zwecke während der üblichen Bürostunden von vormittags 8-1 Uhr und nachmittags 3-6 Uhr auf Zimmer 21 des Rathhauses zu melden. Diejenigen jungen Leute, die Jugendvereinen angehören und von diesen bereits dem Magistrat mitgeteilt worden sind, brauchen sich nicht mehr zu melden. Wiesbaden, den 3. Oktober 1914. Der Magistrat.

Hofphotograph C. H. Schiffer Atelier für vornehme Porträts und Gruppen nur Taunusstr. 24. - Telefon Nr. 3046. -

Künstlerische Fahren VIETOR 1500 sche Kunstanstalt Wiesbaden

BLUSEN TRAUER-KLEIDER RÖCKE STOFFE J. BACHARACH WEBERGASSE

Begr. 1865 Telefon 265. Beerdigungs-Anstalten „Friede“ u. „Friedl“ Firma Adolf Limbarth 8 Ellenbogengasse 8. Größtes Lager in allen Arten Holz- und Metall-Särgen zu realen Preisen. Eigene Leichenwagen und Kranwagen. Lieferant des Vereins für Feuerbestattung Lieferant des 3227 Beamten-Vereins.

Am 10. September fiel im blutigen Ringen um die Höhen von Deuxnouds unser innigstgeliebter, unvergesslicher Sohn, Bruder, Bräutigam und Neffe Herr Dipl.-Ing. Wilhelm Oppermann Leutnant d. R. Inf.-Reg. Nr. 98 Inhaber des Eisernen Kreuzes. Beim Durchbrechen der feindlichen Linie traf ihn vor der Front seines anstürmenden Zuges die feindliche Kugel ins Herz. Im Namen der Familie: A. Oppermann Städtischer Ingenieur. Bitte von Beileidsbesuchen absehen zu wollen. 2163

Trauer-Druckfächer Wiesbadener Verlags-Anstalt Nikolaisstraße 11 G. m. b. H. Fernsprecher 199

Vorbereitung für den höheren Kommunaldienst und Diplomprüfung an der Akademie für kommunale Verwaltung Düsseldorf. Semesterbeginn: Mitte April und Oktober. Prospekte durch das Sekretariat der Akademie, Bilkerallee 129 (städt. Flora). 1578

Marcus Berlé & Cie. Bankgeschäft Gründet 1829 Gründet 1820 commanditert von der Deutschen Vereinsbank Frankfurt a. M. seit 1874 Tel. 26 und 6518 Wilhelmstrasse 38

Vermögensverwaltung Geldverkehr Depots (offen und geschlossen) Schrankfächer unter Mitverschluss der Mieter (in grossem neu erbautem Gewölbe).

Veränderungen im Familienstand Wiesbaden. Gestorben: Am 23. Sep.: Tagelöhner Johann Deugel, 50 J. - Am 29. Sept.: Ehe-w. Mathilde Wendekamp, geb. de Weid, 72 J. - Ehefrau Katharina Güner, geb. Baumgärtner, 63 J. - Am 30. Sept.: Ehefrau Franziska Stern, geb. Rapp, 70 J. - Am 1. Okt.: Heinrich Carrier, 5 J.



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 1.

Wiesbaden, den 4. Oktober 1914.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Christliche Kriegsgedanken“, von Archidiaconus Arthur Brausewetter. — „Der Engländer“, Studie von Gustav Lindemann. — „Kriegsbilder aus Lothringen“, von Pfarrer Ernst Klein, Weihenburg i. G. — „Warschau“, von Stefania Goldenring. — „T. T. 3748“, Erzählung von M. W. Sophar, Wiesbaden. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Luftige Ede“.

Zum Gesichte:

Der Krieg ist nicht bloß ein Handwerk der Grausamkeit, sondern es offenbart sich in ihm auch die Liebe, welche den Reichen mit dem Armen die letzte Brotrinde teilen läßt, die Liebe, die Tausende opfern ließ, um Tausende zu retten, Tausende, um Millionen zu retten, nicht bloß vor dem Tode, sondern vor der Schande der nationalen Entehrung, die schlimmer ist als der Tod. S. v. Treitschke.

Christliche Kriegsgedanken.

Von Artur Brausewetter.

In gemächlichen Friedenszeiten ist von mancher christlichen Seite die Ansicht verkündet, daß der Krieg gegen das fünfte Gebot verstoße, daß er Sünde und wider Wort und Willen Christi sei. Das war eine falsche Ethik, wie so viele unserer ethischen Begriffe und Anschauungen auf falsche Basis gebaut waren. Es ist wunderbar, wie uns in diesen wenigen Wochen schon die Augen aufgegangen sind. Als hätten wir überhaupt erst Augen bekommen! Augen, das Leben zu schauen und zu erkennen! Wo sind alle die Probleme des Geistes und der Seele geblieben, über die wir uns wieder und wieder den Kopf zerbrochen? Ob der Krieg Sünde oder nicht Sünde, das ist auch nur graue Theorie. Aufgeweckt aus langem Schlummer, wissen wir, daß der Krieg, der uns jetzt aufgezwungen ist, keine Sünde im christlichen Sinne, sondern eine große heilige Sache ist. Das ist das Erste, das der Krieg uns bringt: er klärt und er läutert unsere Anschauungen und Begriffe auch in ethischer, ja in christlicher Hinsicht. „Daß man nun viel schreibt und sagt,“ meint Martin Luther, „welch eine große Plage Krieg sei, das ist alles wahr; aber man sollte auch daneben ansehen, wie viel mal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt.“

Aber er läutert nicht nur unsere christlichen Anschauungen, sondern unser ganzes christliches Leben. Wie manche bewegte Klage ist vor dieser Zeit geführt worden über die unhaltbare Zerklüftung unserer kirchlichen Zustände, über ein Parteiwesen, das, vom politischen angesteckt, auch die ganze Kirche in Armen hielt. Und nun — wie fortgesetzt alles! Was die ernstesten Worte und Mahnungen in einem Jahrzehnt nicht vermochten, diese wenigen Wochen haben es mit einem Hauche ausgelöscht. Es gibt keine Parteien mehr und keine verschiedenen Konfessionen mehr,

es gibt nur ein geeintes, durch Not und Gefahr gestähltes Volk von Deutschen und Christen.

Und er setzt wie eine Sturmesbraut dahin über unser sittliches Leben. Wie wären die Bücher heute noch möglich, die man eben erst, vielleicht vor wenigen Wochen, voller Lust und Behagen las? Wie kann eine deutsche Frau heute noch so gekleidet gehen, wie sie es vor kurzer Zeit noch tat? Wo sind die Witzblätter geblieben, die man auf jedem Restaurationstische sah und verschlang? Was wir in der langen, lauen Friedenszeit gesündigt haben, das ist uns schon in diesen wenigen banger Wochen klar geworden: alle die Tausende, die an dem von unserem Kaiser vorgeschriebenen Buß- und Betttage in die Kirche traten, taten es in dem einen Bekenntnisse: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Das Leben, das wir bisher geführt, erscheint uns trotz aller Bedenken und Ängste, mit denen wir des Morgens aufstanden, des Abends uns schlafen legten, jetzt mit einem Male wie ein leichter Traum, und das ernste Erwachen ist nun da. Wie arm und Kleinlich so vieles, über das wir uns bisher Sorge gemacht und Angst, wodurch wir uns und anderen das Leben bitter gemacht und schwer! Die Zeit ist da, die alles Enge und Kleinliche im persönlichen wie im öffentlichen Leben ersticken und ersterben läßt, und nur ein Gefühl und ein Bewußtsein lebt in uns: die Verantwortung, die wir, ein jeder an seiner Stelle, da draußen und da drinnen haben für unser deutsches Vaterland.

Dieser Krieg führt uns aber vor allem aus der Außerlichkeit unseres Christentums zur Innerlichkeit. Gewiß, unsere Kirchen waren besucht, christliche Handlungen und Abendmahlfeiern waren begehrt, aber eins fehlte unserem Christentum, das Innerliche, das Echthe. Wer an den Gottesdiensten der jüngsten Wochen teilgenommen, wer diese

ernst bewegten Mengen der Andächtigen, diese Mienen der Ausziehenden wie der Daheimbleibenden gesehen, auf die die ganze Wucht des Augenblicks und der Zeit geprägt war, der hat ein ganz neues Christentum, aus dem Geist und dem Ernst und der Wahrheit geboren, kennen gelernt.

Und welche Weihe über diesen Nottrauungen und Nottaufen, wo Gatten, die eben eins geworden, sich trennten, vielleicht für immer, wo Väter von ihren Kleinen Kindern Abschied nahmen, deren Erziehung sie vielleicht der Mutter allein überlassen mußten. Diese Feiern, diese Tage sagten eins: daß nicht nur ein ganzes Volk der Deutschen in nie gekannter, herrlicher Einmütigkeit, daß zugleich ein Volk der Christen in fester Glaubenszuversicht in den ihm aufgezwungenen Krieg zieht. Das gibt uns bei allem Bewußtsein des furchtbar Schweren unserer Lage die Zuversicht, daß der große Gott dies Volk, das sich aufs neue und gewaltiger denn je zu ihm bekennt, nicht verlassen kann. Die Worte des 46. Psalms, aus großer Not heraus gesungen, gehen durch die still gewordene Seele: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sanken. Wenn gleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungeßüm die Berge einfielen. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Herr Jahobs ist unser Schutz!“

Der Krieger aber, der jetzt dem Feinde im offenen Felde gegenübersteht, ist geborgen unter dem Schutze eines Gottes, dessen Wille über den Fall eines wehrlosen und wertlosen Sperlings wacht. Jetzt wird es wieder wie einmal vor hundert Jahren zum Wahrzeichen eines Mannes gelten, daß er beten kann und Gott, dem Herrn, vertraut. Wir hatten das Beten bisher nicht gelernt, weder in der Schule, noch in der Kirche, jetzt ist die große Schule des Betens gekommen. Wir hatten Gebete gehört, gelesen, auch nachgesprochen, jetzt werden wir sie schöpfen aus der ganzen Inbrunst unserer Seele heraus. Demut, Gottesvertrauen, Gebetskraft, das sind jetzt die Waffen des christlichen Kriegers. Das ist zugleich die gewaltige Schutzmauer, mit der die Daheimbleibenden den geliebten Sohn und Gatten im Felde umgeben.

Noch wissen wir nichts Endgültiges von den Fügungen und Führungen dieses großen Krieges. Eins aber können wir mit Gewißheit von ihm sagen und etwas sehr Großes dazu: Er hat etwas in Wahrheit und in der Wirklichkeit geschaffen, was bisher oft nur im Scheine und Namen bestand: Deutsche und Christen in unzertrennlicher Einheit. Und eins ist es, was wir alle lernen müssen als Christen wie als Deutsche: diese furchtbar schwere Zeit zu einer großen für uns zu gestalten.



Der Engländer.

Eine Studie von Gustav Lindemann.

In den Kreisen der deutschen Wissenschaft, der Literatur und Kunst hat der Anschluß Englands an unsere Feinde ganz besondere Empörung hervorgerufen. Datten sich doch gerade auf diesem Gebiete im Laufe des jüngsten Jahrzehnts die Fäden hüben und drüben enger geknüpft, und zwischen deutschen und englischen Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern hatten sich nach und nach engere, zum Teil selbst heraliche Beziehungen entwickelt. Der einzelne Engländer der höheren Klasse ist im Durchschnitt als eine Persönlichkeit von rechtlicher Denkweise und als ein guter Kamerad zu schätzen. Daß ein Volk, dessen Vertreter für sich ehrenwert genannt werden müssen, dennoch eine so verlogene und kulturwidrige Politik treiben kann, das hat bei den Vertretern der deutschen Bildung den tiefsten Unwillen erregt. Und immer wieder taucht die Frage auf, wie denn dieser Gegensatz zu erklären sei. Wer die Psychologie des Engländer genau studiert, der wird dann freilich erkennen, daß in jedem Durchschnittsengländer Eigenschaften liegen, die den Nährboden so mancher bellagens- und verdammenswerten Erscheinung und Neuerung der englischen Politik bilden. Der Engländer ist, psychologisch genommen, im Grunde eine einfache

Erscheinung — die Schwierigkeit, ihn zu verstehen, liegt (so paradox das Klingen mag) gerade in der Einfachheit, in der Beschränktheit seines geistigen und seelischen Seins und Lebens.

Beginnen wir mit einer einfachen und nicht wohl zu bestreitenden Tatsache: der Engländer ist durchschnittlich unwissend. Ein deutscher Gelehrter, der mit der englischen Wissenschaft in engerer Fühlung steht und selbst an einer ausländischen Hochschule jahrelang in englischer Sprache unterrichtet hat, hat seine Erfahrungen dahin zusammengefaßt, daß der normale sogenannte gebildete Engländer in vielen Dingen noch nicht auf der Stufe des Wissens eines guten deutschen Volksschülers steht. Grundtatsachen der Geschichte, der Erdkunde, des Staats- und Völkerlebens sind ihm vollkommen unbekannt. Er will sie gar nicht kennen lernen. An einer großen technischen Hochschule des Deutschen Reiches hatte kürzlich ein Engländer, der sich immatriculieren lassen wollte, die für Ausländer in solchem Falle vorgeschriebene Prüfung über seine allgemeine Bildung zu bestehen. Das Ergebnis war verblüffend. Man lud ihn ein, irgendeine deutsche Stadt am Rhein zu nennen. Schweigen war die Antwort. Ob er denn nicht von Köln gehört habe? Nein. Nun, dann solle er doch wenigstens irgendeine deutsche Stadt angeben, die er unterwegs auf seiner Reise gesehen habe. Er habe keine gesehen. Auch nicht Hannover (das ja in der englischen Geschichte eine Rolle spielt)? Nein, auch Hannover nicht.

Diese Geschichte ist buchstäblich wahr. Und sie ist typisch. Der junge Herr hatte unterwegs nichts gesehen, weil er eben nichts sehen wollte. Wozu auch? Als Normalengländer besaß er die geistige und intellektuelle Schwerfälligkeit, die seine ganze Rasse kennzeichnet. Der Engländer interessiert sich im allgemeinen für ganz bestimmte Dinge: hier bildet er dann sein Interesse fast monomanisch, bis zum Erliegen aus — für das übrige hat er weder Sinn noch Blick. Es beschäftigt sich beispielsweise einer mit der photographischen Aufnahme kirchlicher Innenräume und treibt dies bis zu einem hohen Grade der Leistungsfähigkeit. Da kann aber Mann neben einer Kirche sich ihm etwa das köstlichste photographische Motiv anderer Art bieten — interessiert ihn nicht. Hat nicht einen Blick dafür übrig. Der Engländer beschränkt sich, weil er beschränkt ist.

Man muß noch einen Schritt weitergehen: die Engländer sind überhaupt, als Ganzes genommen, kein geistiges Volk. Daine, der viele gute Beobachtungen an ihnen und über sie gemacht hat, hat treffend hervorgehoben, daß im Kopfe eines Engländer viele Tatsachen und wenig Gedanken enthalten sind. Insofern er sich für irgend ein Gebiet interessiert, so ist sein geistiger Mechanismus in der Regel nur imstande, das Tatsächliche darin aufzufassen. Wir haben zum Beispiel eine Fülle trefflicher englischer Reisebücher, reich an sicheren Beobachtungen, zuverlässigen Aufnahmen und Vergleichen mehr. Aber es ist äußerst selten, daß ein englischer Reisender von der Sammlung der Tatsachen dazu aufsteigen kann, von Land und Volk ein organisch aufgebautes Gesamtbild zu geben. Männer wie Mitler, der Verfasser der berühmten „philosophischen“ Erdkunde von China, oder wie Lichtboken, der das geographische Bild von China so großartig und sicher aufgebaut hat, sind Gegenbeispiele des englischen Geistes — derartige Persönlichkeiten gehören in der englischen Wissenschaft zu den allergrößten Seltenheiten. Obwohl England mehrere Philosophen von Rang hervorgebracht hat, liegt philosophisches Denken im ganzen der Nation fern. Ja, sie mißachtet es — es erscheint ihr abstrus, „unpraktisch“; mit einem Worte „deutsch“. Verstehen kann der Engländer nur, was sich ihm als greifbare Tatsache darstellt. Er kann z. B. auffassen, daß die Deutschen militärisch organisiert sind, daß es hier Parteien, Vereine, Organisationen dieser und jener Art gibt — was aber eigentlich jener deutsche Idealismus ist, der zu den wichtigsten, von Bismarck so hervorgehobenen Inzponderabilien in diesem Kriege gehört, das bleibt ihm immer nebelhaft. Was kann das nur für ein Ding sein, das sich nicht in Zahlen oder Körpern oder Maken oder sonstwie „praktisch“ darstellen läßt? Das ist englischer Gedankengang. Der Engländer begreift wohl eine Funktion, deren Tätigkeit er beobachtet, aber es wird ihm schwer, von ihr auf das eigentliche Organ zurückzugehen, das die Funktion verrichtet.

Ist nun der Engländer schon seiner ganzen Natur nach geistig schwerfällig und beschränkt, so werden diese Eigenschaften noch ganz besonders verstärkt durch den völlig insularen Charakter, den nicht allein das englische Volk und das englische Leben im ganzen, sondern den auch jeder einzelne Engländer unausrottbar an sich und in sich trägt. Das hat schon Novallis ganz richtig erfaßt, als er sagte: „Jeder Engländer ist eine Insel.“ Und in genialer Weise hat Dickens die bornierte Insularität seiner Engländer in der Gestalt des Mr. Podsnap in dem Roman „Our mutual friend“ zur Darstellung gebracht. Für diesen braven Mr. Podsnap ist es selbstverständlich, daß es allein in England wirkliche Menschen, wirkliche Leben, wirkliche Freiheit, wirkliche Tugend gibt. Daß Personen leben, die nicht zur englischen Nationalität gehören, ist deren persönliches Pech. Gutzumachen, einzuholen ist dieses Unglück nie und

nimmer und auf keine Weise. Vielleicht macht ein kühler Leser Dickens den Vorwurf, er habe in dieser Gestalt doch wohl karikiert. Der Vorwurf ist unberechtigt. Ein Engländer glaubt einer ausländischen Dame — in allen diesen Fällen beziehe ich mich auf erlebte Vorkommnisse — keine größere Huldigung darbringen zu können, als wenn er ihr versichert: „Sie sehen ganz englisch aus.“ Dem Dr. Karl Peters wurde von einer englischen Tischmädchen völlig im Ernste gesagt, er möchte doch gewiß lieber Engländer als Deutscher sein. Durch diese Insularität, die das Denken des Engländer bis in die letzten Winkel hinein beherrscht, ist er von vornherein unfähig, für Nichtenglisches, es sei, welcher Art es wolle, ein wirkliches Verständnis aufzubringen. Vergebens reißt der Engländer scharenweise auf den Kontinent — er trägt sich und seine englische Brille überall mit hin. Er kann auch nie aus seinen Lebensgewohnheiten heraus, nie sich den Lebensgewohnheiten, der Sprache, dem Denken eines fremden Landes innerlich anpassen. Selbst beim besten Willen dazu kommt er über eine platonische Liebe, über eine gönnerhafte Anerkennung des Volkes, bei dem er zu Gast lebt, nicht heraus. Was bringt er also aus der Welt da draußen mit, wenn er heimkehrt? Eine gewisse Summe von äußeren Erfahrungen und Kenntnissen, die aber in keiner Weise den insularen Block seines Denkens beeinflussen oder gar lockern können. Es hat daher Mrs. Wylie, deren Buch über die Deutschen überhaupt zu dem Besten gehört, was in jüngster Zeit aus englischer Feder über uns erschienen ist, vollkommen recht, wenn sie erklärt, der Engländer werde niemals für irgend ein anderes Volk wirkliches Verständnis und wirkliche Liebe fassen können. Es trifft ins Schwarze, wenn sie sagt, daß trotz Entente und Kriegsgemeinschaft der Engländer dem Franzosen noch heute innerlich ganz so fern steht, wie etwa in den Zeiten, da Engländer und Franzosen die Waffen gegeneinander führten.

Die Unwissenheit, die geistige Schwerfälligkeit und die Insularität des Engländer bilden nun den Nährboden, auf dem sein naiver Hochmut erwächst. Dieser ist ihm so tief eingepflanzt, daß er fremde Leistungen auf Gebieten, auf denen England tätig ist, als Verleumdung empfindet. Ich fuhr einmal mit einer Engländerin über eine stattliche Eisenbahnbrücke im Herzen von Deutschland. „Hat ein Engländer sie gemacht?“ fragte die Dame in voller Unschuld. Selbstverständlich war ihr, daß Brückenbau englisches Reservat sei. So empfindet der Engländer die Leistungen der Deutschen in Handel und Schifffahrt, die Begründung einer deutschen Flotte und eines deutschen Kolonialreiches, die Leistungen der deutschen Eisen- und Maschinenindustrie und hundert derartige Dinge, nachdem er ganz allmählich begriffen hat, daß die Deutschen auf allen diesen Gebieten wirklich etwas leisten, als unerhörte Dreistigkeit, als einen Einbruch in seine verbrieften nationalen Rechte. Was er uns lassen will, das ist, worin er nichts leistet. Die Musik etwa, die Philosophie oder sonstige Forschungsgebiete — die sieht er als deutsche Reservate an, und es spielt das Gefühl, daß der Deutsche sich herausgenommen hat, diese seine ihm von England gegönnten Grenzen der Betätigung zu überschreiten, in der englischen Empörung gegen uns eine große Rolle.

Sehr schwierig ist es, das eigentümliche Moment der Heuchelei im englischen Nationalcharakter genau zu bestimmen. Der Engländer hat ein sehr merkwürdiges Verhältnis zum lieben Gott. Er erkennt ihn als eine gegebene Größe an, mit der man sich abfinden muß. Er glaubt Gott zu geben, was Gottes ist, wenn er vor allen Dingen nämlich die Kirche besucht. Der sonntägliche Besuch der Kirche ist für den Engländer eine Pflicht, die ihm ebenso hoch steht, wie der Fünf-Uhr-See. Wenn er aber diese Pflicht regelmäßig innehält, so hat er auch seine Schuldigkeit getan, fühlt er sich als korrekte, religiöse und respektable Persönlichkeit. Nun spielt auf sittlichem Gebiete überhaupt für den Engländer die „Respektabilität“ eine besonders große Rolle. Sittlich ist ihm, was durch die Konvention der Gesellschaft erlaubt ist. Dinge anderer Art mögen existieren, dürfen aber nicht berührt werden. Dinge anderer Art mag man vielleicht sogar ausüben, aber es muß geheim bleiben. In dem Augenblicke, wo Farnells Liebesroman öffentlich bekannt wurde, war dieser geniale Mann als Politiker unmöglich. Mochte er tun, was er wollte, aber es durfte nicht öffentlich bekannt werden. Auf dem englischen Theater dürfen Stücke, die etwa das Verhältnis der Geschlechter in einem tieferen Sinne erfassen, nicht gespielt werden — das wäre nicht respektabel. Romane, die ernste Seiten des Lebens, auch solche bedenklicher Art, schildern, sind verpönt. So legt sich über das ganze Leben einer Nation, deren einzelne Individuen in ihrem Privatdasein die Gebote der Rechtlichkeit durchaus nicht verlernen oder verletzen, der Dünis einer tiefgehenden Unwahrhaftigkeit. Auch hier braucht man ja nur daran zu erinnern, daß es Engländer selbst gewesen sind, die der englischen Nation in dieser Hinsicht den Spiegel vorgehalten haben. Es ist Thackeray gewesen, der den unsterblichen Typus des englischen Snobs geschaffen hat. Dickens hat in seinem Mr. Pecksniff den Heuchler mit der Maske der Religion unübertrif-

lich geschildert. Und wie schließlich in unseren Tagen Shaw die Heuchelei der Engländer gezeigelt und an den Pranger gestellt hat, das ist ja allgemein bekannt.

Die Eigentümlichkeit der sittlichen Heuchelei des englischen Publikums ist ihre völlige Naivität. Niemand glaubt ehrlicher, frömmere, rechtlicher zu sein, als der Normalengländer. Er ist gegenwärtig sicherlich felsenfest davon überzeugt, daß er einen Akt der Biederkeit und der Ehre, einen „echt englischen Akt“ leistet, indem er für Belgiens Neutralität eintritt — ebenso wie er felsenfest überzeugt wäre, für Redlichkeit und Ehre einzutreten, wenn er Belgiens Neutralität, wie im Delcassévertrag vorgeesehen war, verlegt hätte. Die Sache Englands ist eben immer die Sache der Ehre. Darum haben es Männer, die Empfindungen und Gedanken anderer, wahrhaft selbständiger Art aussprechen, vielleicht in keinem Lande so schwer wie in England. Es braucht da nur an Carlisle erinnert zu werden, von dem der normale Engländer im Grunde nie hat etwas wissen wollen, selbst als sein Name schon Weltruf erlangt hatte, und der ihm noch heute fremd und antipathisch ist. So hat denn auch J. B. Ibsen in England kein Publikum gewinnen können — diese Gesellschaftskritik, diese Abneigung des Norwegers gegen alle Phrasen und Heuchelei sowie sein Mangel an Respekt vor den Respektabeln sind dem Engländer tief auwiderr. Das Unglück Englands hat gewollt, daß seine äußere Politik in der Zeit der großen Krisis den Händen eines Mannes anvertraut war, der die Normaleigenschaften des Engländer in Reinkultur vertritt. Grey ist der englischste Engländer des hier in einigen Hauptzügen geschilderten Typus, den man sich denken kann. Und so büßt England, indem es sich von diesem Manne zum Kulturverrate verleben und in einen furchtbaren Krieg stürzen ließ, die Schwächen seines eigenen Wesens, das auch das Wesen seines leitenden Ministers ausmacht.



Kriegsbilder aus Lothringen.

Von Pfarrer Ernst Klein, Weixenburg i. E.

Weithin in das Land hineinschauend, wie ein Vogelneß an einer Dachfirst liegt Saarburg auf einer Höhenrippe des Lothringer Landes. Und dahinter dehnt sich die breit ausladende lothringer Hochebene, immer wieder von solchen harten Kanten durchschnitten, von Wellenlinien, hinter denen die kleinen Dörfer mit ihren flachen Dächern sich ducken.

Schweigsam, wie das ganze Land, liegen diese Dörfer, als ob ein schweres Erinnern, ein hartes Erleben ihnen den Mund verschlossen hätte. So sind auch die Menschen, die einem rauhen Boden in schwerer Arbeit einen färglichen Ertrag abringen. Am Saarburg her ist noch deutsch der Gruß; nach Bendsdorf und Mörchingen, nach Dieuze und Chateau-Salins ist französisches Sprachgebiet.

Hierher warf Deutschland eine Armee, die hinter den Höhenlinien lag, als am 18. und 19. August Frankreich seine Söhne sandte, um „Lothringen zu befreien“. Heute lachen die Lothringer hart und höhnisch auf, wenn man sie nach diesen Befreiern befragt, die Schuld daran sind, daß die Kirchen in Schutt liegen, die Kirchen, auf deren Türme französische Maschinengewehre geschafft worden sind; daß die Männer sterben und die Frauen aus den brennenden Dörfern flüchten mußten; daß auf Jahre hinaus ein furchtbares Erinnern durch die Träume der Kinder gehen wird.

Aus den Wäldern kamen sie herauf, Regiment an Regiment, und an einem Abend, durch den ein bleiches Erschrecken ging, zogen sie in Saarburg und Dieuze und Chateau-Salins ein, forderten sie in den kleinen Dörfern Brot und Wein und ließen Fenster und Türen öffnen und bereiteten sich, die deutsche Armee zu empfangen. Nirgendwo ein jubelnder Ruf; kein Erinnern an das „alte Vaterland“; nirgendwo das Bewußtsein der wieder ausgerichteten Volksgemeinschaft. Lothringen kennt deutsche Kraft und deutsches Wollen seit mehr denn vierzig Jahren. Lothringen weiß etwas davon, wie zäh und still in diesen vierzig Jahren daran gearbeitet worden ist, die weite Ebene vor dem Feind im Westen zu schützen, der sie oft genug sah und oft genug ihrer begehrte. Der einfache Bauer, der in der Tür seines einsamen Gehöftes steht, weiß darum, daß die hinter den

Höhen dort oben stehen, Lothringen nicht hergeben werden; daß die Flut, die von Westen kam, dort anprallen und dort brechen wird, daß Blut fließen wird und durch die Wälder würden die Franzosen wieder zurückziehen, geschlagen, gebrochen — und auf den Kasernen, die dort oben liegen, wird wieder die deutsche Fahne wehen. Er weiß das; darum wundert ihn das Lächeln des kleinen Leutnants, der seinen Leuten erzählt, daß von Saarburg der Weg nach Straßburg geht. Er sieht erstaunt die Sorglosigkeit dieser Jugend, der man nichts davon erzählt hat, daß Deutschland schwur: Nie wieder geben wir dies Land her und daß Deutschland nie diesen Schwur vergessen wird. Der Lothringer Bauer oder hörte ihn, und als die Marschkolonnen durch das Land zogen, daß der Boden dröhnte, sah er und wußte er: Deutschland kam, was es will.

Erstaunt sah man auch in Saarburg, wie der „Be-freier“ an sein Werk ging. Daß er mit einer Durchsuchung der verlassenen Offizierswohnungen begann, wo Türen erbrochen, Schubläden durchwühlt, Wäsche zerstreut wurde, daß im Archiv des Amtsgerichts die Akten auseinandergerissen und die Arbeit, die sorgsame und mühsame Arbeit von Jahren zertreten wurde, machte einen eigenen Eindruck. Ich sah noch in den ersten Septembertagen zerbrochene Briefkästen und — zertrümmerte Automaten, die Spuren des kindischen Gebahrens einer Soldateska, deren erste Tat die Zertrümmerung einer wohlthätigen Ordnung war. Und hinter den Höhen warteten die deutschen Regimenter. Landwehrmänner aus Mitteldeutschland und Bayern, Badener, Württemberger, Hessen, Elsaß-Lothringer, und ein Wille war in allem: das Land rein zu fegen mit eiserner Faust.

Drei lange furchtbare Tage währte die Arbeit. Von Bising, über Saarburg und Bendsdorf bis nach Metz hin brüllten die Höhen auf. Das Land wand sich wie in einem entsetzlichen Todeskampf. Ueber Saarburg weg pfliffen die deutschen Granaten, und mit einem eigenen Gefühl ward das Kommando gegeben: Richtlinie die Alanenkasernen auf der Höhe links. Am 21. August war die Arbeit getan. Das Lothringer Land war reingefegt. Deutsche Truppen betraten französischen Boden — — und der Bauer stand in dem Tor seines einsamen Gehöfts und sah die deutschen Fahnen droben von den Höhen wehen, — — und kehrte um und stand zwischen gebrochenen Mauern, unter Trümmerhaufen und fußhohen Aschenhügeln; und rief Weib und Kinder aus dem Keller, und die Kinder schrien, als sie die Verwüstung sahen.

Wie sah das Land aus? Die Dörfer, die kleinen Städte nach dem dreitägigen Ringen?

Ueber die Höhen kam ein jauchzendes Rufen und das blutende Land erwachte aus der Erstarrung: die Arbeit war getan. Lothringen blieb deutsch. Sie wußten's, sie spürten's, daß bis zum letzten Dorf der Mark hin, daß bis in die bayrischen Wälder hinein ein Hurra branste — — und sie gingen über die Felder, durch die Schützengräben, am Straßenrand hin, in die zerstörten Häuser hinein — — und trugen die Toten zusammen: Bayern (wieviel Bayern?), Württemberger, Badener, Preußen, Kinder dieses Landes — — und trugen die Verwundeten in enge Schulstuben, in Fabrikhallen, in die großen und luftigen Lazarette Saarburgs; und als zwei Tage vergangen waren, lag das Land wieder still. Die Toten waren begraben, das große Leichenfeld war aufgeräumt. Und die Nacht kam und vom Horizont hob sich die Silhouette der Kirche ab, deren Turm zer-schossen, deren Wände eingebrochen waren, und dunkel stand an der weißen Wand ein Blutsleck dort, wie Maria ihren toten Sohn in den Armen hält — — den steinernen Christus hatte eine Granate in Stücke gerissen.

* * *

Der Liebenswürdigkeit eines bayrischen Majors habe ich's zu verdanken, daß ich nicht in Zabern bis nachts 4 Uhr auf den fahrplanmäßigen Zug warten mußte. Es ward mir gestattet, einen Militärtransportzug zu benutzen, der mich kurz nach 12 Uhr nach Saarburg brachte. Der Weg vom Außenbahnhof Nieding führt an den Alanenkasernen vorbei, die am 19. August von den nördlich von Saarburg liegenden Höhen beschossen wurden: deutsche Granaten

mußten hier deutsche Arbeit in Trümmer schießen. Von den langgestreckten vier- bis fünfstöckigen Bauten ist nicht ein einziger verschont geblieben. Zum großen Teil sind die beiden oberen Stockwerke zer-schossen oder verbrannt. Eine junge Soldatenfrau stand und suchte unter zertrümmertem Hausgrät das Brauchbare zusammen. Und aus einem der Häuser hörte man das klägliche Weinen eines Säuglings.

Villen stehen auf der Höhe, deren Bewohner wohl in den ersten Mobilmachungstagen Saarburg verließen. An einer hat eine Granate das halbe Dachgeschoß weggerissen. Tausendfach sind die Fensterscheiben von Gewehr-schüssen zertrümmert. Die Glas-scherben liegen in kleinen Haufen auf dem Kieswege des Gartens.

Die Kasernen und Bürgerhäuser überragt das Kriegs-lazarett, auf dem die Rote-Kreuz-Fahne flattert. Autos fahren langsam bergauf, und unter der Aufsicht von Ärzten trägt man Menschentrümmer durch das Tor, das rasch sich wieder schließt. Die Verwüstungen, die in den Tagen vom 19. bis 21. August die Franzosen in dem Lazarett anrichteten, sind bald wieder weggeräumt worden. Die zerbrochenen Instrumente wurden durch neue ersetzt und die vom „Be-freier Lothringens“ zerstörte Wasserleitung ist wieder in Ordnung.

Hinter dem Lazarett, am Hang der Höhe, liegt der Militär-friedhof. Hinter dem Bretterzaun, der ihn abschließt, lagen französische Soldaten. Unzählige Kugeln sitzen in dieser Bretterwand. Und kaum ein Grabstein ist unbeschädigt. Einfache Holzkreuze stehen, von Kugeln getroffen, schief und zwei- oder dreimal ist die Marmorplatte, auf der Name und Geburtstag und ein stiller Gebets-wunsch einmal zu lesen war, durch einen Granat-splinter in Stücke gerissen.

Im Süden, hinter den Dörfern Bühl, Schneckenbusch, Hochwälsch dehnt sich der Lothringer Vogesenwald. Tief dunkel liegt er am Horizont, überragt von der Dagsburg. Im Wald wehen, weithin sichtbar, die weißen Fahnen mit dem roten Kreuz. An der Straße, die hinab nach Bühl führt, am Exerzierplatz vorbei, in den Feldern ringsum, auf den Höhen über Bühl, um den Rhein-Marne-Kanal lagen die dort jetzt von Wunden genesen oder an ihren Wunden sterben. Und am Waldrand schlummern, die nie wieder Schlachtenlärm und Kanonendonner erschrecken wird. Ueberall am Straßenrand weggeworfene Konservendbüchsen, Lederzeug, Briefpapier: stundenlang duften sich hier die französischen Schützen, bis der kleine Rest, langsam in Schützengräben rückwärts gehend, über den Exerzierplatz mit den Truppen, die auf den Saarburger Höhen gelegen hatten, zum Wald sich zurückzog und westwärts die Grenze suchte.

In Bühl haben wohl am meisten die Kirche und das Pfarrhaus gelitten. Zwei Granaten haben den kleinen Dachreiter fast in Stücke gerissen. Die Wände des Schiffes sind furchtbar mitgenommen. Ein meterhoher Trümmerhaufen liegt über den Bänken im Innern. Am 16. August noch sangen sie hier ihr Ave Maria und die Abendsonne ließ die bunten Glasfenster ausleuchten. Heute hängen in dem zerbo-genen Gitterwerk ein paar Scherben und die Glocken auf dem Turm sind verstummt.

Schweres litt Schneckenbusch. Auf der Kanalbrücke, unter Landsturm-männern, die dort Wache hielten, fand ich den katholischen Geistlichen der beiden Dörfer. Von den Tagen berichtete er, in denen er und seine Gemeinde unter tausend Ängsten im Keller gesessen; und gerade vor uns lag die Hauptstraße von Schneckenbusch und im Hinter-ground die Kirche. Zu Schneckenbusch hatten die französischen Truppen die Bewohner aus den Kellern getrieben und sie in der Kirche eingesperrt, vor die ein Militärposten gestellt wurde: Frauen und Greise und Kinder. Zehn Uhr etwa war es. Von den Höhen ringsum krachten die Schüsse, kamen die Granaten, brüllten die Kanonen. Und auf die Dächer herab hagelten die Geschosse. Eng gedrängt sahen sie in der Kirche, lagen sie am Boden, zum Hochaltar gewandt, die Ohren sich zuhaltend, das Angesicht in die Hände verbergend. Da kracht die Decke und schwere Stücke von Gips rollen nieder. Von rechts und links kommen die furchtbaren Granaten und reißen die Wände ein. Todes-schrei! Ein lautes, gemeinsames Weinen. Acht winden sich

in Todeskämpfen. Blut fließt über die Bänke. Am Hochaltar liegt ein Toter. Und wie eine verzweifelte Herde aus feurigem Haus bricht die Schar der Eingesperrten durch die Tür. Hinter ihr fallen die Mauerstücke. Der Turm stürzt ein. Die Kugeln prasseln in der Luft. Und durch die Straße, auf der die Leichen zu Dutzenden liegen, flüchten sie in ihre Häuser, von denen viele keinen einzigen Ziegel mehr auf den Dächern haben.

Trauriger fast noch sieht's in Hochwalsch aus: Die Kirche ist demoliert; achtzehn Häuser liegen in Trümmer.

Das Miterleben macht müde, müde und traurig. Und der Tag neigt sich. Mein Heimweg führt am Kanal noch entlang, an metertiefen Granatlöchern, an einer Ferne vorbei, die kein Fenster mehr hat, und der Hof liegt voll Mauerbrocken und Aschenhaufen. Vor mir das weite Feld. Am Horizont Saarbürg mit einer ausgebrannten Villa. Rotglühend der Abendhimmel. An Schützengräben geht's vorbei, in denen immer wieder zerstreute Papiere, Cornister, zerfahrene Gewehre, hundert Dinge liegen, die man vergißt. In der Nähe rattert eine Nähmaschine. Eine Kuhherde geht weidend über das hügelige Land. Kinder rufen. Ein lothringischer Mädchen geht, leise singend, durch duftende Ohmschwaden. Vom Westen aber donnern die Geschütze, die man seit zwei Uhr gehört hat; ununterbrochen. Schlag auf Schlag.

In Saarbürg ist fast kein Durchkommen. Vor dem Quartier des Stappenkommandos stehen wohl an achtzig Soldaten jeder Waffengattung, die den Standort ihrer Regimenter erfragen. Autos jagen durch die engen Straßen. Müde Offiziere suchen ihre Quartiere. Und in dem Hotel, das ich endlich ausfindig mache, ist's trotz der Menschenmenge, die dort an den Tischen sitzt, sehr still. Sie sahen alle dem Gespenst ins Auge, das über die Schlachtfelder geht. Auch die junge Frau sah es, die am Arm eines, der das eiserne Kreuz trägt, eben den Saal betritt. Sie stand heute nachmittag an einem Grab — — und sie wird wiederkommen und einen Jungen an der Hand führen, der noch nicht geboren ist, und wird zu ihm sagen: Da, da schläft dein Vater. — — Der aber mit dem eisernen Kreuz ist ruhig. Lächelnd fast geht er neben der jungen Frau in Schwarz. Was ist das kleine Einzelschicksal, wenn die Geschichte von Jahrhunderten zusammenbricht und eine neue Welt kommt herauf? Was sollen die Trauerkleider, wenn die Kanonen, die über die Vogesen herüberdröhnen, davon reden, daß sich deutsche Tapferkeit und Treue durchschlägt und den Sieg behalten wird?

In meinen letzten Gedanken hinein aber kam an diesem Abend das Bild des Mannes, der niederstürzte, durch die Brust getroffen, und am Ende sah er eine junge Frau, die am Fenster steht und nach Westen schaut — — und sah ein Kindlein in ihren Armen und seufzte — — und die Nacht kam.

(Zur Veröffentlichung zugelassen vom Oberkommando in den Marken.)



Warschau.

Von Stefania Goldenring.

Die Bewegung der verbündeten Heere Oesterreich-Ungarns und Deutschlands hat die ausgebrochene Tendenz auf Warschau, das als Hauptstadt wohl auch im Friedensschluß eine bedeutende Rolle spielen wird.

Von jeher war Warschau eine wohlhabende Stadt, der infolge ihrer geographischen Lage an der Grenze zwischen dem westlichen und östlichen Europa eine günstige Rolle für ihre Entwicklung zufiel. Neben Krakau war Warschau nicht nur nominal, sondern auch tatsächlich die Hauptstadt Polens, in der sich das geistige Leben des Volkes, sein Handel und seine Industrie konzentrierten. Neben der Altstadt (Stare Miasto), die bis zum heutigen Tage den schönen Stil eines wohlhabenden Bürger-

tums bewahrt hat, und die mit ihrem äußeren Bild in vielen Einzelheiten an die alten Stadtteile der deutschen Hansestädte erinnert — neben dem ebenfalls altertümlichen, weit ausgedehnten, terrassenförmig zur Weichsel niedersteigenden Schloß der polnischen Könige —, entstand mit der Zeit eine moderne Stadt, nach dem Muster der westeuropäischen Städte erbaut, ohne die geringste Beimischung des so abstoßenden Stils der östlichen, russischen Nachbarn.

Während der Regierung der beiden sächsischen Könige in Polen erhielt Warschau unter dem Einfluß der raffinierten Kultur der französischen Ludwig; die in der ganzen damaligen Welt die Liebe zum Gemuß und Luxus großzieht, eine ganze Reihe monumentaler Gebäude und Privatschlösser, die von polnischen Magnaten errichtet wurden, vortrefflich erhalten sind und noch jetzt einen kostbaren Schmuck der Stadt bilden.

Eine große Anzahl dieser Paläste wurde von der russischen Regierung konfisziert und enthält jetzt die verschiedensten Verwaltungsgeschäftsstellen.

An der Peripherie der Stadt liegt der berühmte Lazienki-Park, die ehemalige Sommerresidenz des letzten polnischen Königs Stanislaus August Poniatowski, mit einer Reihe schöner Paläste, einem altgriechischen Theater auf einer Insel und prächtigen Orangerien. Gegenwärtig dient Lazienki den russischen Gouverneuren als Sommerhaus.

Warschau zählt gegenwärtig 800 000 Einwohner, mit den mit der eigentlichen Stadt eng verbundenen Vorstädten etwa 1 Million. Einen beträchtlichen Prozentsatz bilden die Juden. Die Zahl der Russen beträgt 30 000 und zwar sind es Militär, Beamte und in kleinerer Anzahl Kaufleute. Die deutsche Kolonie zählt mehrere Tausend Personen, die ihre Kirche, ihren Klub und einen Turn- und Gesangsverein haben. Die kaufmännischen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen sind die denkbar besten.

Bis vor kurzem galt Warschau als eine starke Festung. Der ganze Bebauungsplan war einer Festungsstadt angepaßt. Erst vor wenigen Monaten begann man die Mauern und Befestigungen niederzureißen und die Militärplätze an Privatpersonen zu verkaufen. In den letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges fing man wieder an, davon zu sprechen, daß Warschau besetzt werden soll, und daß vor kurzem verkaufte Plätze, auf denen die alten Forts errichtet waren, von der Regierung wieder angekauft werden würden. Die Eingeweihten behaupten, daß diese Kauf- und Verkaufsprozedur der Plätze ein von der russischen Intendantur geplantes Unternehmen war, bei welchem sich eine treffliche Gelegenheit zur Empfangnahme von Bestechungsgeldern eröffnete.

Der Zufall spielt überhaupt eine große Rolle im Leben und in den Schicksalen der Stadt Warschau. Die Stadt besitzt keine städtische Selbstverwaltung; sie untersteht, wie alles in Rußland, der autoritativen Herrschaft eines Beamten, der den Titel eines Bürgermeisters (Präsidenten) trägt und wiederum einem Generalgouverneur unterstellt ist.

Es gibt jedoch auch in Warschau ganz ausgezeichnete städtische Einrichtungen, wie die Wasserleitungen mit ihren berühmten Filtern, die selbst von ausländischen Fachmännern bewundert werden; die von einer schwedischen Firma eingerichteten Telephonapparate, die Gasanlage der Dessauischen Gesellschaft, die nach neuesten Mustern angelegten elektrischen Bahnen.

Andererseits wieder machen sich auf verschiedenen Gebieten große Mängel bemerkbar: das Straßensystem, die Verkehrsverbindungen, die Einrichtungen und die Ordnung in den Privat- und Staatsinstitutionen, wie Post- und Telegraphenwesen, Steuerkassen, Eisenbahngelände bieten geradezu ein verzweifeltstes Bild. Wille und Initiative der Bürger bedeutet hier nichts; denn nicht die Wünsche der Allgemeinheit, sondern der allmächtige Wille der Behörde entscheidet über alles.

Warschau ist eins der Zentren des Handels und der Industrie Polens. Manchen Anschauungen über das Kongresspolen zuwider ist es ein wohlhabendes Land, in dem sich der Ackerbau und die Industrie sehr günstig entwickeln und zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. In der Stadt selbst und an ihren Peripherien befinden sich viele Fabriken, und zwar steht die Metallindustrie an erster Stelle.

Auch die Finanzwirtschaft ist hier auf eine feste Basis gestellt, obwohl sie sich in einer gewissen Abhängigkeit von russischem und ausländischem Kapital befindet.

Ein charakteristisches Merkmal ist die Opferwilligkeit der Bevölkerung. Angesichts der mangelhaften sozialen Fürsorge, die der russische Staat gewährt, muß sie selbst die notwendigen Maßregeln zur Unterstützung der bedürftigen Mitmenschen ergreifen, um die sich in Kulturstaaten die Regierung kümmert. So werden in Krankenhäusern von Ärzten aus eigenen Mitteln Operationsstühle eingerichtet; Volksschulen für Mittellose, Unfallstationen, die übrigens musterhaft sind und ausgezeichnet geführt werden, danken ihre Existenz einzig und allein den Privatmitteln.

Auch wenn es gilt, die Schätze der Kultur zu würdigen, verfaßt die Bevölkerung niemals. Für ein Denkmal des polnischen Dichters Adam Mickiewicz wurde in kurzer Zeit eine Million Rubel gesammelt.

Die vor wenigen Jahren verstorbene Dichterin Maria Kononicka und der auch in Deutschland populäre Schriftsteller Genrol Sienkiewicz erhielten gelegentlich ihres Jubiläums Mittergüter als Geschenk.

Das sehr lebendige gesellschaftliche Leben spielt sich hauptsächlich in Privathäusern ab. Die Gastfreundschaft wird in weit größerem Maße gepflegt als in anderen Großstädten. Das Leben in den Cafés und Restaurants ist erst eine Erscheinung der allerletzten Jahre.

Ein charakteristisches Merkmal des Straßenbildes sind übrigens die in ungeheurer Zahl vorhandenen Droschken, deren Fahrpreis ein so billiger ist, daß sie der Straßenbahn Konkurrenz machen.

Das Interesse für Theater und Musik ist sehr reger. Die Theater, deren es etwa ein Dutzend gibt, haben ausgezeichnete Schauspieler; besonders wird das Drama gepflegt. Andererseits steht auch die leichte Mule auf künstlerischer Höhe und erfreut sich großer Beliebtheit.

Es wird erzählt, daß Vesleys, der Schöpfer des Suez-Kanals, einst gesagt haben soll, daß Warschau mit den Jahren dank seiner zentralen Lage die größte Stadt Europas werden wird. Ob sich das erfüllt, soll dahingestellt sein. Man muß jedoch zugeben, daß Warschau eine große Zukunft vor sich hat. Doch wird diese Zukunft davon abhängen, welches Schicksal ihm jetzt zuteil werden wird.



T. T. 3748.

Erzählung von M. W. Sophar, Wiesbaden.

Tätiger Sozials gesucht zur Ausbeutung wichtiger Patente. Fachkenntnisse leicht zu erwerben. Erforderliches Kapital 50 000 M. Kann hypothekarisch sichergestellt werden. Adressen unter T. T. 3748 befördert die Expedition dieser Zeitung.

Von seiner großen Erbschaft besitzt Fritz Schrader noch knapp den dritten Teil, einhunderttausend Mark, als sein Auge auf dieses Inserat fällt. Seit Jahren hat er schon keinen ernstlichen Brief mehr geschrieben. Es gelingt ihm noch gerade, drei Sätze zusammenzubringen:

„T. T. 3748. Bin zur Beteiligung bereit. Besitze keine Fachkenntnisse. Erwarte gesl. nähere Mitteilungen.“

Es ist dieses das einzige Schreiben, das zu beantworten Bruno Hohmann der Mühe für wert hält. Alles übrige, das er empfing, wandert in den Papierkorb; Agenten und Tagediebe. Wer hat für Patente heute noch Geld übrig?

Acht Tage später erscheint Fritz Schrader als neuer Teilhaber im Privatbureau der Firma Hohmann und Schrader.

Er hat die fünfzigtausend Mark bei dem Bankhause Hohmanns eingezahlt. Es war ihm, als trenne er sich von seinem vorletzten Rocke. Ein gewisser Stolz, den Gentleman zu spielen, hat ihn darauf verzichten lassen, die ihm angebotene Hypothek anzunehmen. Er hat sämtliche Geschäftsbücher Hohmanns eingesehen, und ist ihm von den Zahlen auch etwas wirre geworden, so hat er doch getan, als verstände er alles. Seine Mitarbeiterschaft gibt ihm ja genügende Kontrolle.

Auf diese Mitarbeiterschaft ist er überhaupt kolossal eitel. Er, der seit zwei Jahrzehnten nichts anderes getan, als Geld auszugeben, um dessen Erwerb er „keinen Finger in kaltes Wasser steckte“, will nun den Leuten, namentlich seinen unterschiedlichen Stammtischen zeigen, was er zu leisten vermag.

Es hat den Anschein, als ob Fritz Schrader in seine neue Tätigkeit geradezu vernarrt ist.

Er erscheint pünktlich im Bureau, verläßt es nie vor Schluß der Arbeitsstunden und macht sich mit allen Dingen nach Kräften vertraut.

Ein halbes Jahr verstreicht.

Fritz Schrader ist noch immer pünktlich, immer fleißig, wemgleich er sich mit rein mechanischen Arbeiten beschäftigt, die ein gut geschulter Angestellter vermutlich schneller und besser erledigt.

Für Initiative fehlt ihm der Mut.

Die Sache geht ja auch so.

Eine große Veränderung hat sich mit ihm vollzogen.

Er ist solide geworden.

Seine Erscheinung zeigt nicht mehr die nonchalante Gleichgültigkeit des vierzigjährigen Lebemanns, sondern die Sorgfalt eines Menschen, der zu gefallen sucht.

Er will gefallen.

Er ist verliebt.

Frau Lucie Hohmann!

Vom ersten Tage der Bekanntschaft an hat sie ihre Abneigung gegen Fritz Schrader kaum zu verbergen vermocht.

Nur den ernstesten Vorhaltungen ihres Gatten gelang es, aus geschäftlichen Rücksichten seinen neuen Freund wenigstens keiner unausgesprochenen Unfreundlichkeit ausgesetzt zu sehen.

Es ist natürlich, daß Schrader im Hohmannschen Hause verkehrt.

Er wird von Bruno wöchentlich mindestens einmal dringend zu Tisch geladen.

Bisher haben die Frauen in Schraders Leben nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

Von zweifelhaften Elementen abgesehen, hat er den Verkehr mit ihnen gemieden. Die allzu deutlichen Versuche tüchterreicher Mütter, den „schweren“ Junggesellen einzufangen, brachten ihn eines Tages zu dem Entschlusse, jeden Familienumgang abzubreaken.

So ist Frau Lucie die erste Frau, der er seit Jahren gegenübertritt. Die Hohmannsche Ehe ist kinderlos.

Frau Lucie ist eine vollendete Schönheit, geistreich, weltgewandt. Gerade durch ihre instinktive Abneigung, ihre schlecht verhehlte Zurückhaltung, die sie nur höchst selten an Schrader direkt das Wort richten läßt, übt sie auf ihn eine bestrickende, unwiderstehliche Wirkung aus, die ihn hoffnungslos in Fesseln schlägt.

Er ist sich seiner grenzenlosen, aussichtslosen Liebe vollbewußt. Er wagt nicht, auch nur das Geringste davon zu verraten, was in ihm tobt.

Sie vermeidet das Alleinsein mit ihm.

Dadurch wird ihm die Versuchung erspart, sich etwa in einem Augenblick überwältigender Leidenschaft dennoch zu erklären.

Der Erste, der es bemerkt, was Schrader für Frau Lucie empfindet, ist ein Bruder von ihr.

Alfred setzt in seine Schwester volles Vertrauen und ist mit seinem Schwager zu innig befreundet, um nicht verständigerweise das einzig Richtige zu tun: zu schweigen.

Er schweigt und beobachtet.

Bruno ist von Schraders andauernder Tätigkeit und solider Lebensführung, die ihn einigermaßen überraschen, sehr entzückt und versucht, sich ihm innerlich zu nähern.

Eines Abends meint er:

„Schrader, Sie sollten heiraten. Das Geschäft kann jetzt zwei Familien vorzüglich ernähren, überdies besitzen Sie ja noch Privatvermögen.“

Sein schlechtes Gewissen läßt Schrader erschreckt zusammenfahren. Sollte er doch nicht vorsichtig genug gewesen sein? Hat Hohmann etwas bemerkt? Dessen ruhige Miene sagen ihm jedoch, daß er sich unnötig aufgereggt hat.

„Ich kann nicht heiraten!“ kommt es dann gepreßt aus seinem Munde.

Nun interessiert sich auch Frau Lucie für das Gespräch. „Ei, warum denn nicht?“ wirft sie dazwischen.

„Weil — weil —“, er errötet wie ein erkappter Schuljunge und sieht sie mit einem Blick an — den jede Frau versteht . . .

Hohmann hat dieses Intermezzo nicht bemerkt.

Er ist dem eintretenden Alfred entgegengegangen. Dieser aber sieht sofort die Verlegenheit seiner Schwester, die Röte in Schraders Gesicht.

Am nächsten Vormittag, zu einer Zeit, wo er seinen Schwager im Bureau weiß, besucht Alfred Rühle seine Schwester.

Sie hält seine Idee für absurd.

„Es ist absolut nichts vorgefallen, kein Wort gesprochen, daß du berechtigt wärest, solche Torheiten zu glauben, geschweige verlauten zu lassen.“

Sie kann ihn jedoch in seiner Ueberzeugung nicht erschüttern. Er warnt sie wiederholt eindringlich.

Zum ersten Male im Leben der Geschwister gehen sie verstimmt und erregt auseinander.

Die Warnung ihres Bruders gilt für Lucie als Bestätigung dessen, was sie seit gestern abend weiß, was sie sich nicht einzugesehen wagte und worüber sie doch wider eigenen besseren Willen hohe, freudige Genugtuung empfindet.

Weibereitelkeit!

Ob er sprechen wird?

Wochen schwerster Kämpfe für Fritz folgen.

Er wird von Lucie jetzt ganz launisch und tyrannisch behandelt. Sie hält es schließlich für ihr gutes Recht, von diesem „Verbummelten“, den Bruno und sie erst wieder zum Menschen gemacht haben, angebetet zu werden. Es prickelt sie unbewußt, daß er garnicht zu reden wagt; Ungeduld und Erwartung machen sie täglich nervöser.

Ihre Abneigung gegen ihn ist längst restlos verschwunden. Sie betrachtet ihn als ein Haustier, das allen Stimmungen seiner Herrin unweigerlich zu folgen hat, stillschweigend, gehorsam, dankbar für die Duldung.

Diese Rolle hat Fritz längst willig übernommen; er küßt die Stelle, wo sie stand.

Die Hoffnungslosigkeit läßt seine Leidenschaft täglich wachsen. Zuweilen rafft er noch den letzten Rest von Energie zusammen zu dem Entschluß, Lucie nie wiederzusehen. Am ganzen Tage, den er wie ein diätarisch angestellter Schreiber, stumpfsinnig die Arbeit verrichtend verbringt, sehen verlockend vor seinen Augen doch nur die Abendstunden, die er in ihrer Gesellschaft verweilen darf. Es fällt nicht auf, daß er seit Wochen jeden Abend bei Hohmanns zubringt, zumal auch Alfred Rühle regelmäßig erscheint.

Man plaudert, musiziert, es wird vorgelesen, hin und wieder werden auch Theater, Konzerte gemeinsam besucht. Fritz ist der Cavalier; der Gatte ist in zwölfjähriger Ehe etwas bequemer geworden, Alfred — der Bruder.

Noch ist kein Wort zwischen Lucie und Fritz gefallen, das nicht auch der Gatte ruhig hätte hören können.

Aber allmählich nähern sich beide dem Zeitpunkt, wo sie sich gegenseitig auf die „zufällige“ Berührung der Hände, auf einen von den übrigen unbeachtet bleibenden Blick in die Augen unsagbar freuen. Denn die stumme Huldigung des Mannes, die harte lange Bekämpfung seiner Leidenschaft haben ihm — das Herz der Frau gewonnen, die ihn meiden wollte, als sie ihn zum ersten Male sah.

Und trotzdem Alfred wie ein Cerberus Wache hält — es kommt auch der Augenblick, in dem Fritz zu Lucies Füßen liegt und der unterdrückten Herzensqual und Herzensseligkeit in leidenschaftlichen Tönen, dahinströmend wie ein tosender Sturzbach, Ausdruck verleiht . . .

„Lieber Bruno!

Verzeihe mir und — Fritz. Ich konnte nicht anders. Auch er nicht. Er hat redlich gekämpft, denn er schwört mir, mich seit dem ersten Augenblicke zu lieben, in dem er mich sah. Daher auch wohl meine Abneigung gegen ihn. Anfänglich habe ich seine Verehrung nicht ernst genommen. Erst später erfuhr ich an mir selbst, daß es eine starke, heiße Leidenschaft ist. Wir können nicht mehr voneinander lassen und gehören uns doch erst nach der in New York stattfindenden Trauung an, nachdem Du die Scheidungsklage durchgeführt hast. Ein Glück, daß wir keine Kinder hatten!

Noch einmal, verzeihe! Innigsten Dank für alles Gute, das Du mir in den dreizehn Jahren erwiesen hast. — Ich

bin eine Undankbare, ich weiß es, aber lassen uns Liebe und Leidenschaft nicht alles andere vergessen!

Versuche, selbst noch einmal glücklich zu werden, und auch auf die Gefahr hin, daß Du mich für frivol hältst, möchte ich dir raten, als ein kinderloser Witwer der sich wieder verheiraten will, unter T. C. 3748 zu inserieren. Fritz behauptet, das seien die glückverheißendsten Ziffern seines ganzen Lebens. Lebe wohl!

Lucie.“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Für den Sonntag.

Man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht tun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab. Auf den ersten Anblick scheint ein Widerspruch darin zu liegen, nach einem Erfolg, als von uns abhängig, zu streben, da man doch das Bewußtsein hat, daß er in einer fremden Hand liegt. Aber die Auflösung findet sich, dünkt mich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunst des Strebens mit dem demütigen Gefühl der eigenen irdischen Unzulänglichkeit verbindet. In dem alsdann die Anstrengung und Demut vereint sind, wird der Erfolg gesichert.

Die Dinge der Welt sind in ewigem Steigen und Fallen und in unahörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzubalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in schweren Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu tun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentziehbar sind.

Wilhelm von Humboldt.

Kraft ist dein Wort.

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Einfältiger Sitte bist du und weise,
Bist ernstes, tieferes Geistes, Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du es gern
in die Sichel und triefst —

Wohl dir! — nicht von dem Blute der anderen Welten!
Alopstock.

Aus dem Buche der Natur.

Die Windhunde der Steppenbewohner. Im Jahre 1848, erzählt Brehm, verlebte ich mehrere Wochen in dem Dorfe Melbek in Nordosien und hatte hier vielfache Gelegenheit, den innerasiatischen Windhund zu beobachten. Die Dorfbewohner nähren sich, obgleich sie Getreide bauen, hauptsächlich von der Viehzucht und der Jagd. Aus diesem Grunde halten sie bloß Schäfer- und Windhunde, die ersteren bei den Herden, die letzteren im Dorfe. Es war eine wahre Freude, durch das Dorf zu gehen; denn vor jedem Hause sahen etliche der prächtigen Tiere, von denen eines das andere an Schönheit übertraf. Sie waren wachsam und schon hierdurch von ihren Verwandten sehr verschieden. Sie schüteten das Dorf auch gegen die nächtlichen Ueberfälle der Wägen und Leoparden; nur in einem Kampf mit dem Löwen ließen sie sich nicht ein. Am Tage verhielten sie sich ruhig; erst nach Einbruch der Nacht begann ihr wahres Leben. Man sah sie dann auf allen Mauern herumklettern; selbst die kegelförmigen Strohdächer der runden Hütten bestiegen sie, wahrscheinlich um dort einen geeigneten Standpunkt zum Ausschauen und Lauschen zu haben. Ihre Gewandtheit im Klettern erregte meine Bewunderung. Schon in Egypten hatte ich beobachtet, daß die Dorfhunde nachts sich mehr auf den Häusern als auf den Straßen aufhalten; hier aber sind alle Hüttdächer glatt und eben; in Melbek dagegen waren dies nur die wenigsten. Wenn nun die Nacht hereinbrach, hörte man anfangs wohl hier und da Getöse und Gebell; bald jedoch

wurde es ganz ruhig, und man vernahm höchstens das Geräusch, welches die Hunde verursachten, wenn sie über die Dächer wegliefen, unter denen man lag. Doch verging während meines ganzen Aufenthaltes keine Nacht, ohne daß sie Geseuertheit gefunden hätten, dem Menschen zu dienen. Eine Hyäne, ein Leopard oder ein Gepard, wilde Hunde und andere Raubtiere näherten sich allnächtlich dem Dorfe. Ein Hund bemerkte die verhassten Gäste und schlug in eigentümlich kurzer Weise bestig an. Im Nu waren alle anderen lebendig; mit wenigen Säßen sprang jeder Hund von seinem erhöhten Standpunkte herab; in den Straßen bildete sich augenblicklich eine Meute, und diese zog nun einlig hinaus, um den Kampf mit dem Feinde zu bestehen. Gewöhnlich hatte schon nach einer Viertelstunde die ganze Gesellschaft sich wieder versammelt; der Feind war in die Flucht geschlagen, und die Hunde lehrten siegreich zurück. Bloß wenn ein Löwe erschien, bewiesen sie sich feige und verkrochen sich heulend in einen Winkel der bornigen Umzäunung des Dorfes.

Anekdoten.

Bei dem Papst Clemens VII. beklagte sich ein Kardinal, daß Michael Angelus, so kurz zuvor in die Päpstliche Kapell das Jüngste Gericht aus künstlicher Gemalet, seine Person auf solcher Tafel ganz eigentlich und kenntlich abgebildet und ihn neben andern Verdammten in die Hölle gesetzt. Er bitte demnach alleruntertänigst, Ihre Heiligkeit wollten doch die allergnädigste Verfügung tun und schaffen, daß der Maler solches schleunigst wiederum ausräumen möchte. Hierauf gab ihm der Papst den Befehl, er habe Macht, aus dem Bestener los zu machen, nicht aus der Hölle.

J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft, 1701.

Der Herzog von Bayern fuhr einstmals von Nürnberg nach Genu. Unterwegs stund ein Bauer am Wasser und fischete. Der Herzog fragte, was er vor Fisch finge. Der Bauer sagte: „Allerlei Fische, große und kleine.“ Der Herzog fragte ihn weiter, ob er auch Stöckfische finge. Der Bauer sagte: „Nein, solche kommen von Nürnberg.“ Und der Herzog kam eben von Nürnberg.

J. P. de Memel.

Ein Bauer sollte die Kontribution in die Stadt bringen; unterwegs kam ein Reiter zu ihm, nahm ihm das Geld. Der Bauer bat, er möchte ihm doch ein Loch durch den Sack schießen, damit er Beweis hätte, daß der Reiter bei ihm gewesen wäre. Wie das geschah, bat er, er möchte ihm ein Loch durch den Sack schießen. Das geschah auch. Wie nun der Bauer sah, daß beide Pistolen gelöst waren, hielt er des Reiters Pferd im Baum, soffete den Reiter bei dem Fuß und warf ihn vom Pferde herab, schlug ihn tot, nahm alles, was er hatte, brachte also seine Kontribution reitend hin. Worüber er gelobet ward.

J. P. de Memel.

Uebeltuende Mildherzigkeit. Ein hinterer Reiter ritt in einer Stadt über die Gassen und fiel mit samt dem Pferd zu Boden. Einige Anwohner sahen ihn wieder aufstehen und hinken und vermeinten, er hätte ein Knie ausgefallen, ließen deswegen hinzu — wie sie dann dienstwillige und auherzige Leute sind — und wollten ihm aufhelfen, nahmen ihn der eine unten, der andere oben, als bei der Dide und dem Schenkel, und streckten ihn wie einen Hasenbala, vermeinten also ihm den Schenkel wieder einzuziehen. Er aber schrie ganz erbärmlich, sie sollten ihn gehen lassen, denn er wäre von Natur hinkend. Sie aber verstanden ihn nicht und meinten, er schrie also von den Schrecken des Falls, streckten ihn also fort, bis sie endlich vermeinten, das ihrige getan zu haben. Der gute Patient aber wird ihnen gar schlechten Dank erwiesen haben.

(Der wohlstudierte Fictelhering, von J. P. Wastmann, 1733.)

Was die Großmutter erzählte.

Niederbera. Ein Meßger von Nassau ging aus, zu kaufen. Auf der Landstraße stößt er bald auf eine dahinfahrende Kutsche und geht ihr nach, den Geissen in Gedanken folgend. Mit einmal hält sie an und vor einem schönen, großen Landhaus, mitten auf der Heerstraße, das er aber sonst noch niemals erblickt, so oft er auch dieses Weß gekommen. Drei Mädchen steigen aus dem Wagen und der erkannte Meßger folgt ihnen unbemerkt in das hellerleuchtete Haus. Erst geben sie in ein Zimmer, einem die Kommunikation zu reichen, und nachher in einen Saal, wo eine große Gesellschaft um einen Tisch sitzt, in lauten Lärmen und Schreien ein Mahl verzehrend. Plötzlich bemerkt der Oberstehende den fremden Meßger und sogleich ist alles still und verstummt. Da steht der oberste auf und brinat dem Meßger einen Weinbecher mit den Worten: „Noch einen Tag!“ Der Meßger erschandert und will nicht trinken. Bald hernach erhebt sich ein zweiter, tritt dem Meßger mit einem

Becher entgegen und spricht wieder: „Noch ein Tag!“ Er schlant ihn wieder aus. Nachdem kommt ein dritter mit dem Becher und denselben Worten: „Noch ein Tag!“ Nunmehr trinkt der Meßger. Aber kurz darauf nähert sich demselben ein vierter aus der Gesellschaft, den Wein nochmals darbietend. Der Meßger erschrickt heftig und als er ein Kreuz vor sich gemacht, verschwindet auf einmal die ganze Erscheinung und er befindet sich in dichter Dunkelheit. Wie endlich der Morgen anbricht, sieht sich der Meßger auf dem Niederbera, weit weg von der Landstraße, geht einen steinigten, mühsamen Weg zurück in seine Vaterstadt, erzählt dem Pfarrer die Begebenheit und stirbt genau in drei Tagen.

Aus fernen Zonen.

Die Faulheit der Sundainselbewohner. Menschen, oder besser gesagt Angehörige einer Bevölkerung, denen die Natur bequeme die Nahrungsmittel bietet, sind unverbesserliche Faulenzer. Bei den Bewohnern der Sundainseln hat sich diese Eigenschaft so tief eingewurzelt, daß sie sogar zur Abstellung allgemeiner Lebenserfahren zu faul sind. In ihren Klaffen, in ihren sumptigen Gegenden haben sie einen fürchtbaren Feind: das Leitenrotodil. Ein erschreckend hoher Prozentsatz der ohnehin nicht zahlreichen Bevölkerung fällt diesem gefährlichen Wasserbewohner lächelnd zum Opfer. Wenn kein europäischer Reisender dort hinkommt und die Bewohner gegen hohe Belohnung für die Jagd auf diese Bestie anwirbt, dann geschieht von seiten der Eingeborenen nichts, um dem Menschenräuber wirksam den Garaus zu machen. Eine malaische Frau wurde vor den Augen ihres Mannes von einem solchen Leitenrotodil erfaßt, blüßschnell in die Tiefe des Flusses gezogen und, wie zur Tortur des Mannes, in Sichtweite auf einer Sandbank gefressen. Der Gatte empfahl ihre Seele Allah, war auch tief unglücklich, aber die Klinte in die Hand nehmen und das Reptil ein für allemal unschädlich zu machen, daran dachte er nicht. Andere Malaien kamen hinzu. Sie hörten und sahen, was geschah, aber zur Erliegung der Bestie glaubten sie noch weniger Grund zu haben wie der unglückliche Gatte. Fälle dieser Art ereignen sich fortwährend, es geschieht jedoch nur etwas, wenn die Möglichkeit besteht, dem überfallenen Opfer noch das Leben zu retten. Sonst heißt's: „Allah hat's gewollt!“ und der mohammedanische Fatalismus ergibt sich darin. Als die Menschenverluste einmal eine gar zu grausame Höhe erreichten, setzte ein holländischer Plantagenbesitzer eine Prämie auf erlegte Leitenrotodile aus. Es war eine hohe Prämie. Was taten da die faulen und listigen Malaien? Sie sammelten die Eier der Rotodile auf den Sandbänken, ließen sie von der Sonne ausbrüten, züchteten die ausgeschlüpften kleinen Tiere in einem eingezäunten Wasserstümpel, bis sie die nötige Größe zur Ablieferung erreicht hatten, töteten sie dann und brachten die Kadaver dem Holländer. Der gute Mann hat die Prämie bezahlt, aber nach einiger Zeit erfahren, wie er betrogen worden ist. Nach Henne am Rhin: „Menschenräuber auf den Sunda-Inseln“.



Lustige Ecke.

Sie: „Meine arme Mutter bat mich, dich nicht zu heiraten.“ — Er: „Stimmt! Das ist das einzige Mal, wo ihr mein Wohl am Herzen gelegen zu haben scheint.“

Er: „Man sagt, daß Leute, die lange zusammenleben, mit der Zeit völlig gleich aussehen.“ — Sie: „Dann mögen Sie meine Weigerung, Sie zu heiraten, als endgültig betrachten.“

Herr (einen Diener engagierend): „Sind Sie verheiratet?“ — Bewerber: „Nein, mein Herr. Daß mein Gesicht zertrabt ist, kommt daher, daß ich gegen einen Stachelstrauch gefallen bin.“

„Hier, Kellner!“ rief der Grobian in dem Gasthaus, „sagen Sie dem Dracheiter, daß es „Carmen“ spielt, während ich diesen Braten verzehre.“ — „Jawohl, Herr. Darf ich fragen weshalb?“ — „Ich wünsche das Toreadorlied zu hören. Ich komme mir vor wie ein Stierfechter.“

Tante (zu Besuch): „Was macht denn deine Mama so veranlaßt? Sie singt übers ganze Haus.“ — Mariechen: „Ich denke mir, es ist ihr was eingefallen, weswegen sie Papa aussanken kann, wenn er nach Hause kommt.“

„Mama, warum hast du Papa geheiratet?“ — „Du fängst also auch schon an, dich darüber zu wundern?“